Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fontane-Blätter

Kreis der Freunde Theodor Fontanes

Berlin, 1965

Heft 12 (1971)

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196

Visual Library

NF 272 (2,4

FONTANE BLÄTTER

Band 2, Heft 4 1971

Heinrich Mann (27. März 1871 bis 12. März 1950)

Urteil über Theodor Fontane

„Der moderne Roman wurde für Deutschland erfunden, verwirklicht, auch gleich vollendet von einem Preußen, Mitglied der französischen Kolonie, Theodor Fontane. Als erster hier hat er wahrgemacht, daß ein Roman das gültige, bleibende Dokument einer Gesellschaft, eines Zeitalters sein kann; daß er soziale Kenntnis gestalten und vermitteln, Leben und Gegenwart bewahren kann noch in einer sehr veränderten Zukunft, wo, sagen wir, das Berlin von einst nicht mehr besteht. Deutsche Romane des 19. Jahrhunderts sind bei der Welt nicht durchgedrungen, man ginge denn zurück bis Hoffmann, bis Goethe. Aber Fontane wiegt viele auf, die fehlen oder die befremden. ... Er war, in Skepsis wie in Festigkeit, der wahre Romancier, zu seinen Tagen der einzige seines Ranges."

Theodor Fontane
Rheinreise 1865

Herausgegeben und kommentiert von SONJA WÜSTEN

Vorbemerkung

Zu den Beständen des Theodor-Fontane-Archivs in Potsdam gehört ein bisher unveröffentlichtes Notizbuch Fontanes mit den Aufzeichnungen von seiner Rheinreise im Spätsommer des Jahres 1865.

Hermann Fricke hat im Jahre 1951 einen Aufsatz darüber geschrieben und darin Fontanes Entwurf „Der Dom und St. Maria zur Kupfergasse" veröffentlicht und erläutert[1]. Dieser Entwurf, in dem der Dichter einen Teil seiner kölnischen Notizen verarbeitete, ist Bestandteil des Notizbuches. Hermann Fricke schrieb, er habe ihn als Abschrift von

Sektion Germanistik / Geschichte
Fachbereich Germanistik
Bibliothek

Friedrich Fontane erhalten; der Text stimmt jedoch an einigen Stellen nicht mit dem Urtext im Notizbuch überein. Über den weiteren Verlauf der Rheinreise hat Hermann Fricke in seinem Artikel berichtet und den Bericht mit verschiedenen Zitaten aus den Notizbuchaufzeichnungen belegt.

Die Rheinreise führte Theodor Fontane in eine berühmte, viel besungene Landschaft, die er schon im April des Jahres 1852, als er sich, auf dem Wege nach England, dort etliche Tage aufhielt, kennengelernt hatte. Von Köln aus fuhr er über Koblenz und Bingen nach Mainz und von Mainz über Worms und Speyer nach Karlsruhe.

Das Rheinland gehört seit dem 19. Jahrhundert zu den wohl am häufigsten bereisten deutschen Gegenden. Sein Ruhm wurde damals neben der landschaftlichen Schönheit besonders durch die Vielzahl seiner historischen Denkmale des Mittelalters begründet.

Auch Fontanes zweite Rheinreise galt vornehmlich den großen mittelalterlichen Baudenkmalen. Die Denkmale in Aachen und den Kölner Dom hatte er im Jahre 1852 schon besucht[2], die anderen Kölner Bau- und Kunstdenkmale hingegen und die Dome zu Mainz, Worms und Speyer sah er im Jahre 1865 zum erstenmal.

Urteile über Denkmale, vor allem aber über Restaurierungen, wandeln sich; sie tragen deutlich sichtbar den Stempel des Stils und Geschmacks ihrer Zeit. Vieles ist deshalb auch bei Fontanes Betrachtungen über die Denkmale des Rheinlandes zeitbedingt und kann nicht mit heutigen Maßstäben gemessen werden. Seine kunstgeschichtlichen Unsicherheiten und Irrtümer lassen sich zwar aus seinen laienhaften Vorstellungen erklären, sind aber im wesentlichen auch durch die damals allgemein noch unzulänglichen kunstgeschichtlichen Forschungen und Veröffentlichungen bedingt. Bei dieser Reise hat er nachweislich Karl Baedekers „Handbuch für Reisende“[3] und einen Führer durch Köln von Ph. M. Klein[4] benutzt und daraus – obwohl er die kunstgeschichtlichen Angaben nicht unkritisch las[5] – doch manchen Fehler übernommen.

Zeigen Fontanes Notizen über die rheinischen Denkmale in manchem die Züge der Zeit, so offenbaren sie in anderem wiederum eine sehr individuelle Auffassung und in einer Epoche, die gerade in diesen Bereichen allzusehr zum Lehrhaften neigte, ein undogmatisches Kunsturteil. Solche Spannungen zwischen traditioneller Gebundenheit und eigenem kritischen Urteil bezeichnet Hans-Heinrich Reuter[6] als überhaupt charakteristisch für den Dichter. Auf Fontanes autonomes und unbestechliches Kunsturteil verweist Wilhelm Vogt in seinem 1949/50 publizierten Aufsatz „Fontane und die bildende Kunst“[7].

Belesen und vielseitig gebildet begegnet Fontane den Kunstwerken zugleich unvoreingenommener als die Mehrheit seiner Zeitgenossen. Vielleicht hat neben seiner künstlerischen Sensibilität auch gerade sein Laientum mit dazubeigetragen, ihn vor Systemen und schulmäßigen Urteilen über die Denkmale und ihre Restaurierungen zu bewahren[8].

Sein besonderes Interesse wandte sich während der Rheinreise den großen Domen in Mainz, Worms und Speyer zu, vor allem fesselte die

teils kurz vorher abgeschlossene, teils noch in Gang befindliche Restaurierung dieser drei Dome seine Aufmerksamkeit.

Diese Unternehmungen wurden damals allgemein mit Anteilnahme verfolgt. Im 18. und frühen 19. Jahrhundert wurde der hellen vereinheitlichenden Raumfassung – oft eine Weißaustünchung – der Vorzug gegeben. Viele mittelalterliche und Renaissanceräume waren mit einem hellen Anstrich übertüncht worden. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war der farbig gefaßte mittelalterliche Raum eine bedeutsame Wiederentdeckung, und Architekten, Maler und Restauratoren bemühten sich um die Wiederherstellung mittelalterlicher Raumfassungen oder aber um die farbige Neufassung in Anlehnung an historische Vorbilder. Irrtümer und Fehlgriffe waren dabei unvermeidlich, denn einerseits waren die Kenntnisse vom Mittelalter noch unzulänglich und zum anderen – bedingt durch den eklektizistischen Zeitstil – war das Empfinden für den Wert des Originals gegenüber der Nachbildung noch nicht hinlänglich entwickelt.

Die farbige Fassung mittelalterlicher Räume hat auch Fontane beschäftigt, zumal die Kahlheit und Leere von Baudenkmalen für ihn immer etwas Trostloses hatte. In seiner Beschreibung der Heiligedreikönigs-Kapelle des Domes zu Roeskilde[9], den er im Jahre 1864 besucht hatte, bekennt er, er habe seine Bedenken gegen die farbige Neufassung gotischer Kirchen angesichts dieser Restaurierung überwunden; das hinderte ihn aber nicht, im Jahre 1871 zu der Ausmalung der Kirche in Bonsecours[10] zu bemerken, daß er anstelle solcher ihm als Verirrung erscheinender Bemalung doch die weiße Tünche vorzöge. D. h. es gab auch in dieser Frage für Fontane keine für alle Fälle gültigen Regeln[11]. Die Ausmalung der Dome zu Mainz, Worms und Speyer fand seinen Beifall. Bemerkenswert ist aber, daß ihm beim Wormser Dom wohl doch gewisse Zweifel kamen; er fragte sich, ob die Ausmalung nicht „zu schön“[12] sei, ein Einwand, der Jahrzehnte später vielfach gegen die Ausmalung dieser Dome erhoben wurde. Weder fremde noch eigene Prinzipien vermochten ihm den Blick für die besondere Situation zu sperren; davon zeugen selbst so beiläufige Bemerkungen, wie er sie über die Kirche St. Gereon machte, sie sei doch „eigentlich viel merkwürdiger“[13] als der Kölner Dom.

Auch sein Urteil über die Barockarchitektur läßt bei aller Bindung an die zeitüblichen Auffassungen doch seine persönliche Meinung erkennen. Im allgemeinen teilt er die Ansicht, die Barockarchitektur habe keinen künstlerischen Wert, stellt dann aber zum Mainzer Dom fest, daß dies „Roccocowerk“[14] doch nicht störend sei.

Diese sehr persönlichen Auseinandersetzungen Fontanes vermögen vor allem seine Notizbuch-Eintragungen zu erhellen, weil die unmittelbaren Äußerungen darin erhalten blieben.

Interessanten Aufschluß gibt das Notizbuch von der Rheinreise aber auch über seine Arbeitsweise. Das Bild, das sich in dieser Hinsicht bietet, ist bezeichnend für die meisten seiner Reisenotizbücher[15].

Mit Hilfe der Reiseführer von Baedeker und Klein bereitete Fontane sich auf die Rheinreise vor, wählte danach seine Routen[16] und orientierte

sich über die Sehenswürdigkeiten. Soweit sich die Möglichkeit bot, machte er dann Aufzeichnungen an Ort und Stelle oder doch unmittelbar nach der Besichtigung; das gedrängte Reiseprogramm ließ ihm allerdings wenig Zeit dazu. Schließlich schrieb er das Gesehene und Erlebte zusammenhängend nieder — sicherlich noch während der Reise[17] — teils gestützt auf seine Notizen, teils aus dem Gedächtnis, und als Gedächtnisstütze haben ihm offensichtlich wiederum die genannten beiden Publikationen gedient. Entnommen hat er ihnen insbesondere sachliche Angaben zur Bau- und Kunstgeschichte. An verschiedenen Stellen hat er auf diese Quellen verwiesen. Skizzen halfen ihm, sich besondere Einzelheiten genauer einzuprägen.

Das Notizbuch (steif broschiertes Octavheft 10,5×17 cm, Sign. C 1) trägt die von Fontanes Hand mit Tinte geschriebene Aufschrift:
„*1865*
Köln. Rheinreise.
Rüdesheim. Mainz. Worms. Speyer."
An der Seite ist vermerkt: „Schweizer Reise fehlt".

Auf der Innenseite des rückseitigen Notizbucheinbandes ist ein Buntdruck befestigt mit der Aufschrift: Wahre Abbildung des Wunderthätigen Gnadenbildes in der lauretanischen Kapelle zur h. Maria in der Kupfergasse zu Köln.

Das Notizbuch enthält 55 beidseitig mit Bleistift beschriebene Blätter. Auf den drei ersten Blättern befinden sich Zusammenstellungen sehenswerter kölnischer Bau- und Kunstdenkmale mit einer Skizze vom Kölner Altstadtplan von der Hand Fontanes. Die Blätter 4—11 enthalten den Entwurf „Der Dom und St. Maria zur Kupfergasse". Er nimmt eine Sonderstellung ein, denn Fontane hat hier einen für sich bestehenden Aufsatz entworfen, der sich auch äußerlich abhebt. Er ist undatiert, flüssiger im Stil, es fehlen die für seine Arbeitsnotizen so charakteristischen vielfachen Unterstreichungen. Er hat diesen Aufsatz an den Anfang gestellt, obwohl er die Kirche St. Maria in der Kupfergasse erst am Dienstag, dem 29. August, besuchte. Es folgen bis Blatt 48 Rückseite unter dem jeweiligen Tagesdatum zunächst stichwortartige Aufzeichnungen, die dann in zusammenhängenden Text übergehen. Die letzten sieben Blätter sind mit offenbar unmittelbar vor den Objekten in Eile vorgenommenen Notizen gefüllt. Auf Blatt 54 befindet sich mit Angabe der Wochentage eine Zusammenstellung über den Aufenthalt in Köln.

Der Text des Notizbuches von der Rheinreise 1865 wurde vollständig wiedergegeben, die Aufzeichnungen von Blatt 4 bis Blatt 48 Rückseite in derselben Blattfolge, wie sie im Notizbuch enthalten sind. Bei den ersten drei Blättern und den Blättern 49—55 war dies Verfahren nicht möglich, da sie nicht zusammenhängend beschrieben wurden. Fontane hat nach den ersten Eintragungen die weiteren auf den letzten Seiten des Buches vorgenommen und zwar beginnend mit Blatt 55 Rückseite, teilweise in umgekehrter Blattfolge; einige Blätter sind auch quer beschrieben, und durch mehrfachen Wechsel in der Blattfolge überlappen die Themen einander, so daß ein zusammenhängendes Lesen nicht möglich

war. Es ergab sich daraus die Notwendigkeit, Zusammengehörendes zu verbinden und die Reihenfolge – unabhängig von der Seitenzahl – nach der wahrscheinlichen Reihenfolge der Aufzeichnungen zu ordnen. Diese Notizen wurden, obwohl Fontane sie vor den zusammenhängenden Niederschriften eintrug, an den Schluß gestellt, weil sich ihr Sinn nach Kenntnis der ausführlichen Darlegungen besser erschließt.

Um den Charakter der Reisenotiz und die Eigenart dieser Originalaufzeichnungen, zu der auch der häufige Wechsel in der Schreibweise gehört, so weitgehend wie möglich zu erhalten, wurde auf eine Angleichung an unsere heutige Ortographie verzichtet. Die Schreibweise und die Interpunktion wurden unverändert übernommen, Flüchtigkeitsfehler ebenso belassen wie Unvollständigkeiten in Satzbau und Interpunktion; wenn notwendig wurden Anmerkungen dazu gegeben.

Von Fontane vorgenommene Unterstreichungen wurden kursiv wiedergegeben. Vermerke des Herausgebers durch eckige Klammern markiert. Druckvorlage war eine nach der Originalhandschrift verfertigte Maschinenabschrift des Herausgebers.

Dem Leiter des Theodor-Fontane-Archivs in Potsdam, Herrn Joachim Schobeß, weiß ich mich zu herzlichem Dank verpflichtet; aus seinen jahrzehntelangen Bemühungen und Erfahrungen um die Fontaneforschung hat er mir jede erdenkliche Hilfe freundlich gewährt und mir insbesondere auch beim Entziffern schwieriger Textstellen geholfen. Für einzelne freundlich erteilte Auskünfte danke ich den Beiträgern an den einschlägigen Stellen der Anmerkungen.

Der Dom und St. Maria zur Kupfergasse

Der Dom ist ein kosmopolitisches Hauptwerk; die ganze Welt hat dran gebaut, die ganze Welt besucht es . . .

Es ist alles, nur keine katholische Kirche. Es ist ein Museum und profanes Getreibe.

Man tritt durch das Südportal ein; auf den Bänken sitzen einige Beter, aber sie beten nicht. An den Pfeilern sind Kästen angebracht:

Eh du noch Zeit hast, tritt ein freundlich-salbungsvoller Herr an dich heran und hält dir einen gelben Messingteller entgegen. Aus seiner Anrede versteht man nur die Worte: „unser Dom". Auf dem Brette liegen aufgezählt fast lauter Thalerstücke, so daß ein gewisser moralischer Muth dazu gehört, sein Viergroschenstück dazwischen zu schieben. [. . .][18] im Weiterschreiten bis an den Transept. Hier ist uns schon von fern eine cardinalhafte Gestalt aufgefallen, in langem Scharlachgewand und hohem Sammtbarett, wie es die protestantischen Geistlichen tragen, dazu einen Stab in der Hand, der zwischen Portier-Stock und Klingelbeutel glücklich die Mitte hält. Wir trugen ihm unsre Wünsche vor. Mit dem guten Humor eines Kölners behandelte er die Fragen und da ein Engländer mit seiner Tochter und ein junges Paar aus Brüssel eben herzugetreten sind, so ist die Zahl vollständig, die Berechnung wird angestellt, jeder zahlt 13 Silbergroschen, auch der alte Engländer, nachdem er seine Mary befragt und eine andre Summe herausgerechnet hat. Die Börsen werden

gezogen, die mit Blechschilden ausgerüsteten Bengel, die den Dom umlagern und umlungern, sprechen dazwischen englisch, französisch, kölnisch klingt es durcheinander — die Beter in den Betstühlen horchen auf. Sie *müssen* aufhorchen, es sind die Tabulettkrämer[19] im Tempel, es ist kein Tempel mehr, der Eindruck den man hat, ist so unkirchlich wie möglich. Das „heilige Köln" ist das „heilige Köln" nicht mehr. Unter diesem Eindruck blieb ich zwei Tage lang; der Tag meiner Abreise kam heran. Gassengewirr, Burgmauer, Römerthurm. Ich wußte nicht mehr wo ich war. Als ich um eine Ecke bog, Ein dunkler Hof mit einem Bogenthor; nach der Gasse heraus ein erleuchtetes Fenster. Zugleich klang Kirchengesang zu mir her. Auf dem dunklen Hofe stand ein Mann, der ein Kind auf dem Arm trug. Er schien unschlüssig, ob er eintreten solle. „Ist das St. Ursula?" Nein Herr das ist „Kopper-Marie", du sollst eintreten, dacht' ich. Ein Vorhof, Eisengitter, kleine Heiligenbilder an der Wand, der Weihrauch lag erstickend über den Betern. Ich konnte nur bis halb an das Gitter vordringen vor mir knieten einzelne, andre standen aufrecht. Ich sah nun in die Kirche hinein. Alles dicht voll, arme, schlichte Leute wie es schien, viele Frauen. Die Kronen die brannten hatten nur vier Lichter, an dem einen Seitenaltar, der mir zunächs war, sah ich die geschnörkelten Säulen später Renaissance[20], die Goldkapitelle längst blind geworden. Nun schwieg der Gesang. Vor den Hauptaltar trat eine Gestalt, das Weihrauchfaß wurde geschwungen, ich sah nichts mehr als den leuchtenden Schein, der hin und herflog. Die Responsorien begannen. Alles sank in die Knie. Die scharfen Laute des Glöckleins klangen dazwischen; das Fest trat, physisch wahrnehmbar, in seine Höhe ein. Mir wurde himmelangst, aber inzwischen hatte sich der Raum hinter mir gefüllt, unmittelbar hinter mir knieten zwei Nonnen und sperrten den Weg. Es ging mir wie Bangen und Entzücken durch das Herz. Im Grunde war ich froh, bleiben zu müssen. Der letzte Glöckleinklang; die Knieenden richteten sich wieder auf und traten zur Seite. Durch die schmale Thür im Eisengitter kamen die Beter heraus. Die Kirche leerte sich rasch; nach zwei Minuten brannten nur noch ein paar Lichter, alles war vorbei. Mit unter den Letzten trat ich aus der Kirche heraus. Als ich auf dem dunklen Hof stand, murmelt ich vor mich hin: „Das hält noch eine Weile."

Koeln. Hotel Disch.

Montag d. 28.

a. *Minoriten*-Kirche. Gottesdienst. Blick hinein. Der betende Blaukittel am Eingang

b. Museum *Wallraf-Richartz*. Entrée $7^1/_2$. Die römischen (meist in Köln gefundenen) Alterthümer: Votivsteine, Grabdenkmäler, Büsten, Münzen, Mosaikfußboden, Steinsärge etc. Auch die permanente Bilder-Ausstellung gesehn.

c. *„Groß-Martin Kirche"* von außen gesehn

d. Zur Table d'hôte. Der Anekdoten-erzählende Direktor des Wallraf-Museums und sein Gast, der *conservation-suchende* alte Franzose sammt Tochter neben mir.

e. In den *Dom*. Der Schwarzkäppige und der Domschweizer. — Beide gelungen. Total-Eindruck. Der Gang durch die Kapellen, die Sehenswürdigkeiten, die Reliquien, das *Dombild* Meister *Stephans*[21]. Das Dombild ist ein Flügel-Altar-Bild, *links* die heilige Ursula mit den 11000 Jungfrauen, *rechts* der heilige Gereon, in der *Mitte* die Jungfrau Maria mit dem Christkind und der Anbetung der heiligen 3 Könige. Die *Ursula* ist sehr gut, der *englische* d. h. britische Typus der Jungfrauen ist gut getroffen, wiewohl unter den alten *celtischen Britten* von einem normannisch-angelsächsischen Typus natürlich keine Rede sein konnte, — die Hauptschönheit bleibt immer das *Mittel*bild. Die Jungfrau ist weniger als idealisierte glückliche Mutter; sondern als zwar milde, mädchenhaft-jugendliche, aber doch vorzugsweise als *keusche Himmelskönigin* aufgefaßt. Dieser letztre Ausdruck, weil er sich mit soviel Schönheit und stiller statuarischer Lieblichkeit paart, ist der Zauber dieses Bildes. Von den 3 Königen kniet rechts eine Art W. Lübke[22], nur etwas verwildeter, eine Gestalt von halb sächsischem, halb fränkischem Typus. Zur Linken, im rothen Königsmantel, kniet der *alte* König, innig, andachtsvoll, eine sehr schöne Figur. — Darauf den Dom erstiegen; Umgang auf der Gallerie im Innern; dann auf der Außengallerie; dann auf den Südthurm, wo der Krahn[23] und der „Rosengarten“[24] ist. — Am Abend zu Haus im Hôtel.

Dinstag d. 29. August.

a. Das Äußre des alten *Rathhauses*.

b. Der *Gürzenich*. Unten Speicher, oben Festsaal. Der Saal ein Mittelding von Westminster Hall und Kroll[25]; reiches mittelalterliches Decken-Holzwerk, zur gleichen Zeit etwas Tietz-hafte Verzierung und Buntheit; übrigens durchaus gefällig.

c. *Sankt Maria im Capitol.*

Vielleicht auf dem ehemaligen römischen Capitols-Hügel; daher dieser Name. Wohl die älteste Kirche Kölns. Chor und Transept *früh romanisch*, ebenso die *Crypt*. Die Pfeiler [darüber: Säulen] der Crypt (eigentlich einfache Säulen mit ganz einfachem Kapitell) haben dieselbe Gestalt wie in Chor und Transept, weshalb es mir unsinnig scheint wenn Klein (s. sein Buch) diese Crypt bis in Heiden-Tempel-Zeiten zurückdatiren will[26]. Friedrich Wilhelm IV liebte *diese* Kirche vor allem; ebenso schenkt ihr Herr v. Quast[27] eine besondre Aufmerksamkeit.

Besondere Sehenswürdigkeiten in dieser Kirche „St. Maria im Kapitol“ sind

α. die eine alte *Eingangsthür*, mit *Holzschnitzwerk* aus dem 11. Jahrhundert

β. in der Kirche selbst die *Orgel*, mit reichen Ornamenten; gilt (die Orgel) für sehr gut,

γ. der Grabstein (wahrscheinlich steinerner Sargdeckel) der Königin Plectrudis, der Gemahlin Pipins (s. Details im Klein an verschiednen Stellen)

δ. die *Hardenraths-Kapelle*. In dieser befinden sich

a die Malereien von Israel von *Meckenheim*[28] (Meckenem) an denen ich weiter nichts finden kann.

b (provisorisch) die Porträts von Bürgermeister Hardenrath und Frau, beide vom Kölner Maler Geldorp gemalt (sehr gut)[29].

c (provisorisch) die *sterbende Maria*, vorgeblich von Albrecht Dürer. Ich glaube es nicht. Das Bild hat Meriten, ist aber doch kein Dürer[30]. (S. Klein)

d. Aus „Sankt Maria im Kapitol" nach dem Wallraf-Richartz-Museum und die *Bilder-Gallerie* desselben 4 Stunden lang besichtigt. Es finden sich fast alle Schulen vertreten, auch *moderne* Bilder sind da von *Bendemann*[31] (die trauernden Juden) von *Begas*[32] (sein Porträt) von *Schrader*[33] (Cromwell und seine sterbende Tochter) von *Scheuren*[34] das Rheinpanorama in 27 Blättern etc etc. (S. den Katalog, den Wolfgang Müller v. Königswinter edirt hat)[35].

Die Hauptsache bleibt aber doch immer die *alt-kölnische Malerschule*, die brillant vertreten ist. Das Meiste läßt freilich kalt; entzückend sind aber:

1. Meister *Wilhelms* von Köln „Jungfrau Maria mit dem Christkind"[36] links und rechts die heilige [....] und die heilige Barbara[37].

2. Meister *Stephans* von Köln „Die Jungfrau Maria in der Rosenlaube". Dies sind allerdings Werke allerersten Ranges, die auch der Laie mit seinem Herzen sofort als solche erkennt. Rechnet man dazu das berühmte *Dombild* (ebenfalls von Meister Stephan) das ich schon weiter vor beschrieben habe und die „sterbende Maria" von (vorgeblich) Albrecht Dürer, — so besitzt Köln (da auch das letztgenannte jedenfalls eine bedeutende Arbeit ist) *vier alte Bilder von* seltnem Werth. Was den Meister Stephan angeht, so möcht' ich ihn höher stellen als die Eicks, als Dürer und Holbein.

e. Spaziergang am *Rhein*, über die grandiose *Eisenbahn*brücke. Dann flanirt: Burgmauer, Römerthurm endlich in die Kirche „St. Maria in der Kupfergasse" wo ein Abendgottesdienst war. — Sehr ermüdet nach Haus.

Mittwoch d. 30. August.

a. Nach *„Sankt Gereon"*.

Diese Kirche baulich ebenso interessant, wie durch ihre Geschichte. Hier sind die 700 Märtyrer-Soldaten der Thebaischen und Maurischen Legion (Sankt Gereon und Sankt Gregorius waren die Führer) bestattet[38]. Ihre Schädel — unter rothen Sammtüberzügen halb versteckt — schmücken ringsum die Kirche.

In der alten Crypt das Grabmahl des *heiligen Gereon*, das alljährlich einmal erleuchtet wird (Charfreitag) dann ist auch Gottesdienst in der Crypt[39]. In dieser befinden sich zahlreiche Knochenüberbleibsel, mosaikartig zusammengestellt. — Außerdem mehrere Stücke wirkliche Mosaik, die von wo anders her, hier in den Crypt-Fußboden eingelegt worden ist[40]. Die Säulen und Gewölbe der Crypt — wie in St. Maria im Kapitol — früh romanisch. Doch sind die Säulen in St. Gereon viel niedriger.

Als Bauwerk ist das letztre höchst merkwürdig, eigentlich viel merkwürdiger als z. B. der Dom. Ein vertikaler Längsdurchschnitt würde folgendes Profil ergeben

[folgt Skizze: drei Stufen bezeichnet mit A, B u. C]

A und B bilden den sehr hohen Chor, A ist noch wieder etwas höher als B. Unter A und B ist die Crypt. C ist Längsschiff, wenn hier von einem solchen die Rede sein kann denn es ist ein *zehnseitiger Kuppelbau.* Ueber diesen Bau siehe Details in Baedeker und Klein. Auch über die *„Tauf-Kapelle"* mit alten schadhaften Fresken siehe Klein S. 170 unten.
b. Ins Café du Dome.
c. In den Dom und die Glasmalereien durchgenommen.
d. Um 2 Uhr 45 Minuten über Brühl und Bonn nach *Mehlem.* Station gegenüber von Königswinter. Mit der Fähre nach Königswinter. Dann
e. zu Esel über die *Wolkenburg,* wo die Steinbrüche für den Dom sind, auf den *Drachenfels.*
f. Vom Fuß des Drachenfels im Segelboot nach *Rolandseck.*
g. Von Rolandseck im Boot nach Mehlem zurück. — Um 8 Uhr mit der Bahn zurück nach Köln.
h. Soupirt im Salon. Die schöne blonde junge Engländerin und die schöne, schwarze Kölnerin.

Donnerstag d. 31. August

a. Gepackt. An Emilie geschrieben. Abschied aus Hotel Disch.
b. Zum *dritten* Mal in den Dom. — Morgengottesdienst beigewohnt. Zum Schluß nochmal das „Dombild" von Ferne bewundert, wenigstens den ersten Eindruck erneuert.
c. Um 11 Uhr 45 Minuten nach Coblenz. Um 2 ½ in Coblenz. Einzelne Uferpunkte reizend:
Godesberg.
Drachenfels und Rolandseck.
Ruine Hammerstein. Sinzig.
Andernach (prächtig)
Neuwied.
Auch bei Burg Dattenberg und Namedy vorbei.
d. Ankunft in Coblenz.
Gleich an den Rhein. Der Steamer schon seit einer halben Stunde fort. Also Quartier genommen im „Anker". Mäßiges Diner. Spaziergang an der Mosel und über die Moselbrücke. *Ehrenbreitstein im Sonnenuntergang* (kostbar). Am Abend erinnerte mich das schöne Strombild sehr an den Limfjord. Um 8 zum Thee; unbedeutende Engländerinnen, ein reizender deutscher Backfisch von vielleicht 15 Jahren, à l'enfent mit schiefem Scheitel frisirt; wahrscheinlich eine Generalstochter aus den alten Provinzen.
e. Gelesen, geschrieben. Schwer müde zu Bett.

Freitag d. 1. September.

Schauerliche Nacht. Zwei Wanzen aus freier Hand gefangen, eine alte und eine junge, beide in dem bekannten Brunnen ersäuft. Eine halbe Flasche Eau de Cologne verbraucht und doch nicht geschlafen. Endlich um 5 Uhr Erlösung. Aufgestanden. Um 6 Abfahrt mit dem Dampfschiff „Elisabeth" nach *Mainz.* — Schiff und Gesellschaft — im Wesentlichen — nichts weniger als elegant. Ueberhaupt ist der Rhein eben eine berühmte Reisestraße für *alle Welt* und neben den vornehmsten Leuten

begegnet man auch einer großen Zahl höchst simpler Subjekte und armer Teufel. An Bord waren mehrere Engländer, darunter ein Mister Lockhardt mit seinem Boy. Mr. Lockhardt vielleicht der Sohn vom Schwiegersohn Walter Scotts. Er reiste nach Arnstadt oder kam dorther; ich hatte kurze Gespräche mit ihm.

Das Wetter war anfangs neblig, dann windig, dann kam ein starker Regenschauer, das alles störte aber doch kaum eine halbe Stunde und im Wesentlichen war just das Wetter, das ich liebe. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Rheinfahrt etwas Entzückendes hat: die Felsenufer mit ihren Weingeländen, die malerischen Dörfer die sich in dichter Reihenfolge am Ufer hinziehn, die prächtigen Kirchen und Stadtthürme, die Burgen (meist Ruinen, einzelne restaurirt, eine sogar glücklich *erhalten*, ich glaube die „Marksburg") — das alles schafft hier ein Panorama, wie es die Welt wahrscheinlich nicht zum zweiten Male besitzt. *Es ist lächerlich das leugnen zu wollen.* Man braucht diesen Dingen gegenüber nicht zu verhimmeln, man kann im Einzelnen tadeln, man kann hier und da sagen „das gefällt mir nicht sehr" oder „ich hab' mir das schöner gedacht", das Endresultat wird immer das sein: als *Ganzes* unübertroffen. Schönheit der Natur (und zwar *jeder* Art von Natur, denn es kommen auch Flachlandschaften und Fernsichten vor) große historische Erinnerungen, Traditionen alter deutscher Kaiserpracht, Sagen und Legenden, mustergültige Baudenkmäler (und zwar zu Dutzenden) buntes heitres Leben und der schönste Wein, alles kommt hier zusammen, um diesen Fleck Erde allerdings zu dem beschauens- und begehrenswerthesten zu machen, den man sich denken kann. Leider hängt er nur lose an Deutschland und *an Preußen gar nicht.* Auf dem Rechts-Ufer ist man lau und flau, kosmopolitisch, behaglich, selbstbewußt, vielleicht leidlich deutsch, aber sicherlich nicht preußisch; — auf dem linken Rheinufer sprechen die Leute in Rheinhessen und Rheinpfalz (z. B. in Worms) offen ihre Hinneigung zu Frankreich aus. Daß die Franzosen zweimal ihr Land verwüstet, ist ihnen gleichgültig, ist vergessen; die französische Kaiserzeit aber die sie mitdurchgefochten, an deren Sieg sie theilgenommen, lebt in aller Herzen[41].

Die schönsten Punkte bis Bingen sind wohl folgende:

a. Lahneck (an der Einmündung der Lahn) und das gegenüber gelegene Solzenfels.

b. Ruine *Rheinfels* und die ganze Szenerie drum herum: *St. Goar,* Goarshausen, die Ruine *Thurnberg* und die Ruine Katz.

c. Burg *Rheinstein,* Besitz des alten Prinzen Friedrich von Preußen, der dort in der Kirche oder Kapelle auch beigesetzt ist.

d. *Caub* und die Pfalz (schon *vor* Rheinstein)

e. Die Parthie am *Binger Loch* und *Mäusethurm,* links Ruine Ehrenfels *Asmannshausen* und *Rüdesheim,* rechts *Bingen* an der Einmündung der Nahe.

Hier stoßen Nassau, Rheinhessen und Rheinpreußen zusammen. Was nördlich von der Nahe ist, ist preußisch, was südlich ist, ist Rheinhessen

(Bingen); gegenüber liegt *Nassau* mit Asmannshausen, Rüdesheim, Geisenheim und Schloß Johannisberg.
In Bingen stieg ich mit einem Herrn aus Breslau, dessen Bekanntschaft ich gemacht hatte, aus, um den sogenannten „Niederwald" zu besuchen, an dessen Fuß eben Asmannshausen, Rüdesheim, Geisenheim und Johannisberg (sammt Schloß Johannisberg) gelegen sind.
Diese Parthie, die — wir machten sie nur in ihrer Haupthälfte — uns ohngefähr 4 bis 5 Stunden kostete, ist sehr lohnend. Kann man 2 Tage drauf verwenden, und ist man jung, frisch, weinverständig und in guter Gesellschaft, — so muß sie entzückend sein. Sie gewährt an ein paar Stellen wunderschöne Ausblicke und überall einen kostbaren Wein.
Wir machten es so:
Erst in einem Boote quer über den Rhein bis *Asmannshausen*, von Asmannshausen (auf einem Maulesel) bis auf die Kuppe des Berges.
Hier im sogenannten „Jagdschloß" dinirt.
Dann die Aussichts-Punkte des „Niederwald" besucht: Zauberhöhle, Rossel-Turm, Eremitage und Tempel.
Dann vom „Tempel" aus bergab nach *„Rüdesheim"*, an den Stellen vorbei, wo der Bischofsberger und *Hinterhäuser* (die beste Sorte) wächst und in Rüdesheim selbst im „Gasthaus zum Rhein" eine Flasche Rüdesheimer (Bischofsberger) ausgestochen. Oben auf dem Jagdschloß hatten wir Asmannshäuser getrunken. Der Rüdesheimer war sehr schön und nicht übermäßig stark; der Asmannshäuser aber, in aller seiner Glorie, ist doch sehr Geschmackssache. *Vor* Tische nippte ich ohngefähr einen Theelöffel voll, — er ging mir wie Feuer durchs Blut, nicht unangenehm, aber doch beängstigend, wenn man vorhat eine halbe Flasche davon zu trinken. Der ächte Asmannshäuser ist ganz dunkelroth, voll im Geschmack, gewürzhaft, vor allem aber adstringirend, so daß man freilich sagen darf, er schmeckt wie eine aromatische Tinte. Zum Verschneiden ist er gewiß vorzüglich, zum Trinken unbrauchbar. Uebrigens wächst der Asmannshäuser nur an einer verhältnismäßig kleinen Stelle. Der Uferfels hat ohngefähr diese Form. [Folgt Skizze.][42]
Nun wächst der Rüdesheimer auf dem ganzen Gelände bis unmittelbar an Asmannshausen hinan, bei Ruine Ehrenfels ist er sehr schön, am schönsten aber fast unmittelbar hinter Dorf Rüdesheim (Hinterhäuser und Bischofsberger). Der Asmannshäuser wächst so zu sagen landeinwärts. Vom Dorf aus zieht sich eine Schlucht bis nach Aulhausen hinauf (Weg nach dem „Jagdschloß"). An dem linken Gelände dieser Schlucht wächst der Asmannshäuser. Der Berg, der eben durch die Schlucht vom „Niederwald" und dem Gebiet des Rüdesheimer getrennt ist, gehört dem Herzog von Nassau, in dessen Keller deshalb fast aller Asmannshäuser kommt. Nur kleine Stücke, in der Nähe des Dorfes, gehören den Weinbauern.
Das kleine Diner auf dem „Jagdschloß" (wo sich auch eine Pension befindet) war ausgezeichnet; wir hatten einen superben Hasenbraten, eben frisch aus der Pfanne, und allerlei Zubehör. Bei mehr Muße, beßrer Gesellschaft und beßrer Gesundheit wäre es reizend gewesen.
Als Dessert hatten wir Asmannshäuser Trauben, die uns kostbar schmeckten.

Zwei Stunden später tranken wir *Rüdesheimer* in einer Zeltlaube am Rhein; den Rhein unmittelbar vor uns, drüben Bingen, dazu das malerische Oertchen selbst, Thürme links und rechts und neben uns in der Laube drei katholische Geistliche in muntrem Gespräch. Es fehlte eben nur der rechte Genosse; der Brudeur Breslauer langte nicht zu.

Um 5 waren wir wieder in Bingen, wohin uns ein kostbarer Kerl, ein Schiffer aus Rüdesheim, in seinem Boote übergesetzt hatte. Seine Betrachtungen über die Rheinhessen drüben in Bingen, so wie über die Asmannshäuser, die er ganz vom Standpunkt des stolzen Rüdesheimers aus beurtheilte, waren höchst ergötzlich. Er sah die Welt als einen Weinberg an, auf dem Rüdesheim so ziemlich der beste Fleck, Rheinhessen am andern Ufer aber eine Art Schrindstelle sei.

Die Fahrt von *Bingen* nach *Mainz* entzückend; nach meinem Geschmack ebenso schön wie die Rheinfahrt zwischen den Felsen. Die Fernsichten, die Verschiebungen und Beleuchtungen, die Abstufungen vom Vordergrund, zwei, drei Mittelgründen und Hintergrund — sehr schön. Biberich[43] mit seinem Schloß und seiner neuen Kaserne sehr stattlich; endlich steigt das *„goldene Mainz"* im Glanz der untergehenden Sonne auf.

Es macht durchaus einen großstädtischen Eindruck. Wir nehmen Quartier im *„Rheinischen Hof"*. Dieser zählt schon zu den größten Hôtels; — wir hatten Nr. 95, in einer Mansarde mit schönem Blick über den Rhein. Nachdem wir unsern Thee genommen, machten wir einen Gang durch die Stadt: *Gutenbergs* Denkmal, mittelalterlicher Brunnen (die Mittelsäule aus der das Wasser quillt, soll aus der Zeit Karl's des Großen sein; s. Baedeker)[44] *Schiller* Statue[45] auf demselben Platz, auf dem der Brunnen ist. Dann ins Café de Paris und ein Seidel getrunken. Todtmüde nach Haus und einen guten Schlaf gethan.

Sonnabend d. 2. September.

Gefrühstückt; Rechnung bezahlt, dann ausgeflogen. Erst die Gutenberg-Statue (von Thorwaldsen)[46] bei Tage. Ein preußisches Regiment (das 32. Thüringer) ganz gerade mit klingendem Spiel vorüber, dann in den *Dom*. Aeußerlich hat man dem schönen alten Gebäude (romanisch) allerlei Roccocowerk[47] angeflickt, doch ist es in seiner Gesamtwirkung nicht kleinlich und stört deshalb nicht. Im Innern imponirt der alte Bau außerordentlich. Er ist sehr reich an Bildwerken aller Art, sowohl an Malereien wie an Skulpturen. Das Denkmal das die Mainzer Frauen, wenn ich nicht irre, dem „Frauenlob"[48] gesetzt haben, konnten wir leider nicht sehn. Die entsprechende Kapelle wurde restaurirt und war mit Gerüstwerk völlig verbaut. Der *Mainzer Dom* gehört zu den großen alten Kirchen, deren Restauration neuerdings in Angriff genommen worden ist und dem man, statt der nüchtern weißen Tünche, den alten Farbenreichthum (und vielleicht mehr als er jemals hatte) wiedergegeben hat[49]. Die Wirkung dieser Pracht- und Farbenfülle ist außerordentlich. Man sagt sich „ja, das ist das goldene Mainz". Zunächst das Mittelschiff. Alles was vorspringt, die großen *Rundbögen* an der Decke, die *Gewölbe-Ribben*, der *Untergrund* des einen fertigen Chors (es ist eine Doppelkirche) — alles ist reich vergoldet, während die Gewölbe-Kappen blau

sind, arabeskenhaft gemustert. Die *Seiten*schiffe sind anders. Hier sind die Rundbögen roth, die Gewölbe-Ribben blau und die Gewölbe-Kappen golden. Das Mittelschiff erhält Freskobilder, die etwa zu zwei Drittheilen fertig sind. Sie sind *über* den Rundbögen und *unter* den Fenstern des Oberschiffs.

Die Zeit gestattet kein langes Verweilen. Gegen 11 Uhr über Laubenheim, Bodenheim, Oppenheim und wie alle die „Heime" heißen, nach *Worms*, von Worms um 5 Uhr Nachmittags nach *Speyer*.

Ich vergleiche hier gleich die drei Dome: den *Mainzer*, den *Wormser*, den *Speyrer*, die sehr große Aehnlichkeit haben und durch ihre Schicksale jetzt doch sehr verschieden erscheinen. Baulich der schönste ist vielleicht der Wormser. Die Aehnlichkeit dieser 3 Dome, die auch wohl alle so ziemlich aus der selben Zeit stammen, besteht darin, daß sie 1. Musterstücke des Rundbogenstiles sind 2. daß sie *vier Thürme* und *zwei Kuppeln* haben, je zwei Thürme in West und Ost und von den Kuppeln eine über dem Querschiff, die andre zwischen den Westthürmen oder doch in der Nähe derselben. Dies sind die Aehnlichkeiten; auch eine Aehnlichkeit des Materials, rother Sandstein, (wenigstens in Worms und Speyer) kommt hinzu.

In ihrem *Innern* sind sie sehr *verschieden:*

Der *Mainzer* Dom hat (auch jetzt noch) viel *roccoco-haftes*, daß er es auch im Aeußern theilweis hat, hob ich schon hervor.

Der *Wormser* Dom, schön wie er ist, ist — in Folge der Zerstörungen durch die Franzosen — fast ganz kahl. Erst mit der Zeit soll dem wieder abgeholfen werden.

Der *Speirer* Dom ist im reinsten Stil und dabei aufs reichste wiederhergestellt. Vor dem Mainzer Dom hat er das *Stilvolle*, vor dem Wormser Dom den *Reichthum, die Fülle* der Ausschmückung voraus. Es ist mir sehr interessant innerhalb 24 Stunden gerade diese drei Dome gesehn und die Möglichkeit der Vergleichung gehabt zu haben.

Um 11 Uhr also nach Worms. Etwa um 1 Uhr dort. Sofort nach dem Dom; erst auf dem Domplatz, wo Chriemhild und Brunhild ihren Streit hatten, ein Glas Bier getrunken, das mir ein Straßenjunge für 3 Kreuzer holte. Inzwischen war die Küstersfrau erschienen.

Die Kirche ist sehr schön, aber völlig kahl, weil ausgeplündert. Die Stadt Wimpfen hat aus ihrer Kirche *alte* Glasfenster geschenkt, die nun als Rosetten in den Westchor gesetzt und allerdings ein Schmuck sind. Diese alten Scheiben haben das *schönste Blau*, das ich nach Westminster Abbey gesehn habe. Im hohen Chor hat man auch (wie in Mainz und Speyer) die Farbenausschmückung der Decke begonnen. Wie mir scheinen will, *schöner als irgendwo*. Doch muß man erst das Ganze abwarten. Vielleicht ist es *zu* schön, zu zart, nicht kräftig genug[50]. Die Gewölbe-Ribben sind braun, die Kappen wie eine weiß gemusterte Karo-Tapete, etwa [folgt Skizze][51], die Außensternchen immer von Gold. Ebenso sind die Kappen selbst, die aus einer ganzen Anzahl solcher Caros bestehn, mit einer Art goldnen Grec-Borte[52] (sehr breit) eingefaßt. Sonst hat der Dom außer seiner architektonischen Schönheit, nur noch *alte Skulpturen* auf-

zuweisen, die früher in einem Kreuzgang standen und jetzt in der „Taufkapelle“ die Wände schmücken. Eine Grablegung Christi ist sehr schön.

Unmittelbar neben dem Dom liegt „Heil's Garten“. Diesen muß man durchaus besuchen, zunächst deshalb, weil man von den Terassen dieses Gartens aus den schönsten Ueberblick über die Nord- und Nordwestseite des Domes hat; außerdem aber auch, weil dies die Stelle ist, wo *Luther, auf dem Wormser Reichstag, vor Kaiser und Reich erschien.*

Wo jetzt das hübsche Haus des Herrn Heil (eines sehr reichen Lederfabrikanten) steht, stand früher der „Bischofs-Hof“ und hier fand der Reichstag statt. Das beinah *mannshohe Fundament* des jetzigen Hauses gehörte dem Bischofshofe an. Der Führer sagte mir, er entsänne sich noch des alten Gebäudes und der Treppe, die in Front desselben hinaufgeführt hätte. Sie habe aus Sandsteinquadern bestanden und sei eine Doppeltreppe, mit steinerner Treppenwange gewesen. Also etwa (ohne Wange) so: [folgt Skizze.][53]. Eine kleine Thür aber, die jetzt noch — in der Höhe des Fundaments — in der Sandsteinmauer ist, scheint drauf hinzudeuten, daß auch *unter* der Treppe ein Eingang war. Dies gab der Führer als leicht möglich zu, konnte sich dessen aber nicht genau besinnen. [Folgt Skizze.][54]

Von einem Höhenpunkt des Gartens aus, auf freiem Felde, eine halbe Stunde Wegs nach Alzey zu, sieht man den Luther-Baum, eine hohe Rüster. Er steckte hier, als er nach Worms zog, seinen Stab in die Erde und sagte: [. . .][55]

Und siehe da, der Stab schlug aus und wurde ein Baum. Das Volk hängt sehr an diesem Lutherbaum. Wiewohl er grünt und blüht, ist er *ganz hohl.* Vor einiger Zeit (durch Fahrlässigkeit eines Jungen) brannte er; in unglaublich kurzer Zeit waren die Spritzen aus allen nahe gelegenen Ortschaften heran und da man den morschen Baum so zu sagen abgespritzt haben würde, so goß man das Feuer von oben her aus. — Luther war 14 Tage in Worms; er wohnte im „Johanniterhof“ in der jetzigen *Kämmer Straße*[56], 3 bis 4 Minuten Wegs vom Dom und dem Bischofshof. Der Johanniterhof ist weg; es steht jetzt dort ein ziemlich großes Gebäude, das städtische Casino.

Im Volke sind die Erinnerungen an jene große Zeit sehr schwach; noch schwächer sind natürlich die Erinnerungen an König Gunther, an Siegfried, Chriemhild und Brunhilde. Niemand weiß davon. Wo jetzt Herr Lederfabrikant Heil wohnt, wohnte früher König Gunther. Hier stand Gunthers Burg, bevor die Burg zum „Bischofshofe“ wurde. An der Südseite des Domes, auf dem jetzt parkartigen kleinen Platze hatten die beiden Königinnen ihren Streit. Eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, an der *andern* Seite des Rheins, liegt der „Rosengarten“[57] jetzt nichts andres als ein großes Stück Wiesenland (wohl fast eine Viertelmeile lang) mit Werftweiden[58] und einigen Eichen beflanzt. Ich sah mir den „Rosengarten“ an; ein Gasthof 3. Ranges, der an der Lisière dieses Wiesenlandes gelegen ist, heißt zum „Rosengarten“ .Man trinkt dort Landwein für ein paar Kreuzer.

Noch Zweierlei: Ueberm Südportal des Domes befindet sich (sehr alt) ein vierköpfiges Thier auf dem eine Frau reitet. Unzweifelhaft sind es die 4 Evangelisten (Engel, geflügelter Löwe, Ochs, Adler) die die Kirche tragen[59].

Eine andre Kirche in Worms ist die gothische *Liebfrauenkirche*. Unmittelbar in der Nähe dieser Kirche wird die „Liebfrauenmilch" gewonnen. Kenner sollen hier diesen Wein nicht sehr hoch stellen; der Name sei das Beste daran[60].

Im „alten Kaiser" einem dicht am Dom gelegenen guten, alten Gasthof, gut dinirt.

Von Worms also nach *Speyer*. Leider gehen hier die Züge langsam und unaccurat. Es war schon dunkel als ich ankam; stieg also ab im Wittelsbacher Hof, wo ich zu meinem Bedauern erfuhr, auch am andern Tage (Sonntag) sei von 8 bis 12 Gottesdienst und nur von 6 bis 8 würde ich den Dom sehen können. So denn um 5 Uhr auf.

Sonntag, d. 3. September.

Um 5 Uhr auf. Um 6 ungefrühstückt in den Dom[61]. Er war schon voller Menschen, die alle zur heiligen Messe gekommen waren. Der Bischof selbst, in violettem Gewande, erschien. Unter diesen höchst erschwerenden Umständen begann ich meine Wanderung. Ich bemerkte bald, daß es auffiel; ich ließ mich aber nicht stören, da ich im Gasthause erfahren hatte: erst um 8 Uhr beginne der Gottesdienst; bis dahin sei es erlaubt. Ich sollte aber bald eines Bessren belehrt werden. Ein Kaplan, ein großer, stattlicher Herr, dem ich den Unmuth gleich angesehen hatte, gab dem Glöckner Ordre mich auszuweisen. Dies geschah; übrigens ohne alle Unart. Es verletzte mich auch nicht, da ich es vollständig in der Ordnung fand. Im Kölner Dom herrscht das entgegengesetzte Prinzip; dort ist alles Schaustellung gegen Entrée, was ich wenige Tage vorher so unpassend wie möglich gefunden hatte.

Ich war übrigens, als die Ausweisung erfolgte, im Wesentlichen mit meinem Umgang fertig; was mir noch blieb: eine genauere Inspizirung des Aeußren, ferner die Kaiserhalle, drittens die Sankt Afra Kapelle und viertens die Crypt-Kirche, waren sämmtlich Dinge die ich in Augenschein nehmen konnte, ohne die Messe oder den Gottesdienst zu stören. Ich vertraute mich nun dem Glöckner an, der — in Aussicht auf ein Trinkgeld — auf Katersteigen mich erst in die Sankt Afra Kapelle, dann in die Crypt führte. Zu dem noch bleibenden Rest brauchte ich ihn nicht.

Der *Speirer Dom* ist ein Muster- und Meisterstück von einer restaurirten, romanischen Kirche. Wahrscheinlich hat Deutschland nichts zweites derart aufzuweisen. Manche alten Kirchen, die ihren *vollen mittelalterlichen Schmuck gerettet haben*, mögen schöner und reicher sein; auch einzelne *neue* Kirchen (wiewohl ich persönlich nicht der Ansicht bin) wie z. B. die Basilika in München mögen an künstlerischer Pracht sie übertreffen, — unter den *restaurirten* Kirchen ist wohl keine in Deutschland, die sich dem Speirer Dom vergleichen läßt.

Worms ist hessen-darmstädtisch, *Speier* ist bairisch; in Hessen-Darmstadt gebrach es an Sinn und Mitteln, um (bisher wenigstens) dem Wormser Dom seine alte Herrlichkeit wiederzugeben; in Baiern hingegen war beides vorhanden und drei Könige hintereinander haben dahin gewirkt, diesen historisch und künstlerisch so berühmten Bau wiederherzustellen Diese 3 Könige waren: Maximilian Joseph I, Ludwig I und Maximilian II.

Das *Aueßre der Kirche* ist dem Wormser sehr ähnlich; doch ist der letztre (übrigens kleiner) edler, oder doch graziöser in seinen Formen. Wenn ich recht gesehn habe, sind die 4 Thürme des Wormser Domes *rund*, während die des Speirer *viereckig* sind. Auch die kleinen Rundbogen-Colonnaden an Schiff und Thürmen sind am Speirer Dom schwerfälliger als am Wormser.

Das *Innre der Kirche* wirkt außerordentlich. Zu der großartig einfachen Würde der romanischen Formen, kommt eine sich einschmeichelnde goldene Pracht. Die Chornische ist ganz golden, auf der einzelne Gestalten stehn. Als ich in die Kirche eintrat, fiel das Licht der Morgensonne durch die Fenster des Chors, und die goldnen Wände leuchteten in doppelter Pracht auf. Der Raum zwischen den Rundbögen und den Rundfenstern des Mittelschiffs ist (wie in Mainz, wo man aber noch nicht ganz fertig ist) mit Freskobildern geschmückt. Es sind im Ganzen 24. Sie rühren alle von *Johannes Schraudolph*[62] her, der sie 1853 beendete. Sie sind edel in der Composition, frisch, wohlthuend in der Farbe und tragen sehr wesentlich zu dem schönen Eindruck mit bei, den das Innere der Kirche ausübt. Aehnlich reich geschmückt sind die Seitenkapellen; sie enthalten 8 große Compositionen.

Unmittelbar neben der Kirche, sich an die Nordseite des Längschiffes lehnend, befindet sich die alte *St. Afra-Kapelle*, aus der ersten Zeit der Gründung der Kirche. Heinrich IV vollendete den Bau der Kirche 1061, ebenso auch den Bau dieser Kapelle. An der Stelle wo jetzt der Altar steht, stand 5 Jahre lang die Leiche *Heinrichs IV*, die, weil der Bannfluch des Papstes auf ihm ruhte, in der Kirchengruft, in der Conrad II und Heinrich III bereits ruhten, nicht beigesetzt werden durfte. Erst nach fünf Jahren kam der Kaiser in seine Gruft.

Der Speirer Dom wurde gleich 1030 durch Conrad II als *Kaisergruft* gegründet. Und viele Kaiser haben hier ihre Ruhestätte gefunden. Zunächst alle Salier: Conrad II, Heinrich III, Heinrich IV, Heinrich V. Heinrich IV nahm den Bannfluch des Papstes, Heinrich V den Fluch seines Vaters mit ins Grab. Außer diesen 4 Saliern sind noch in Speier begraben: Philipp von Schwaben (der von der Hand Otto von Wittelsbachs fiel) Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau und Albrecht von Oestreich. Adolf von Nassau fiel (bei Göllheim) von der Hand Albrechts von Oestreich und Albrecht von Oestreich fiel von der Hand des Johannes Parricida. Es knüpft sich ein gut Stück deutsche Geschichte an diese Kaisergräber: Hoheit und Erniedrigung, Bannfluch und Vaterfluch, und zwiefacher Mord. Der im Kampf gefallene Adolf von Nassau und der ermordete Albrecht von Oestreich erhielten ihre Ruhestätten dicht nebeneinander.

Alle die genannten 8 Kaiser waren in der *Crypt-Kirche* (die noch völlig intakt in den Formen des 11. Jahrhunderts erhalten ist) begraben. Die 8 Kaisergräber wurden 1689 von den Franzosen nach Schätzen durchwühlt. Was an Gebeinen in den entweihten Grüften noch geblieben war, wurde nun, bei Restauration der Kirche, im sogenannten *„Königs-Chor"* beigesetzt. Die Kirche hat nämlich drei Chöre: 1. den *Stifts*chor (den eigentlichen Chor) 2. den *Haupt*-Chor (im Querschiff) und 3. den *„Königschor"*, der vom Hauptchor aus, sich, wie ein Vorbau, in das Mittelschiff hineinerstreckt. Rechts und links davon, führen Treppen aus beiden Seitenschiffen zu dem Haupt-Chor hinan.

Dieser „Königschor" repräsentirt also eigentlich ein gemeinschaftliches Grabmal, unter dem — vermauert und unzugänglich — die Aschen und Gebeine der 8 Kaiser ruhn[63]. Vielleicht hat man von den Aschen und Gebeinen der 8 Kaiser auch gar nichts mehr gefunden und der „Königschor" ist nur ein *Gedächtnisbau*, doch glaube ich, hat mir der Glöckner der Erstre erzählt. Durch zwei Monumente, die auf dem „Königschor" stehn (ganz so wie z. B. in Roeskilde) ist die Stätte als Begräbnisplatz von Königen charakterisirt. Es befinden sich daselbst die Standbilder von *Rudolf von Habsburg* und *Adolf von Nassau*, jenes 1843 auf Anordnung König Ludwigs von Baiern, dieses schon 1824 durch Herzog Wilhelm von Nassau seinem Ahnherrn errichtet.

Außer diesen neuren Monumenten befindet sich nun noch ein sehr altes in der Crypt-Kirche. Es ist der Grabstein *Rudolfs von Habsburg*, der wahrscheinlich unmittelbar nach seinem Tode angefertigt wurde. Er gilt für durchaus ächt, ist wohl erhalten und eine vorzügliche Arbeit. Die *Stelle* wo er liegt, ist *nicht* die alte Grabstelle; wenn ich nicht irre lagen sie alle (die 8 Kaiser) mehr dem Altar zu. Sowohl durch sein Alter, wie durch seinen künstlerischen Werth ist dieser Grabstein sehr bemerkenswerth; freilich verschwindet er, was hohes Alter angeht, neben dem der Königin Plectrudis (Gemahlin Pipins) in der Kirche „Sankt Maria im Kapitol" zu Köln, — der noch dazu ebenfalls ausgezeichnet gut erhalten ist[64].

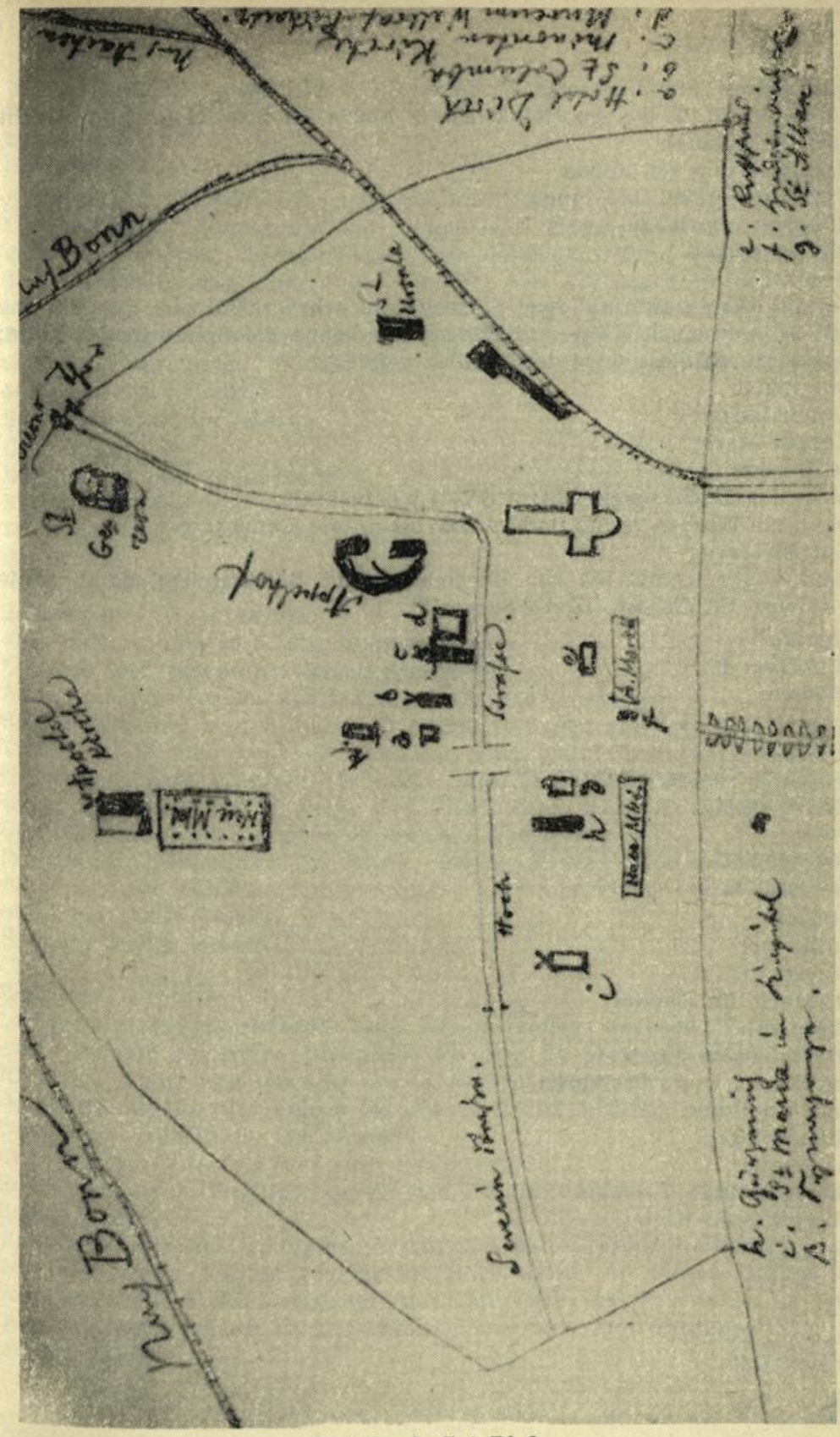
In der Crypt befinden sich noch zwei alte „Würfel-Altäre" und ein großer Taufstein, beides aus der Zeit der Gründung der Kirche. Der Taufstein hat eine sehr eigenthümliche Form, etwa so [folgt Skizze][65].

In der Nische der schon erwähnten Sankt *Afra Kapelle*, befindet sich aus neurer Zeit, das Bildnis der Heiligen und blickt auf die Stelle nieder, wo der Sarg Heinrichs IV fünf Jahre lang unbeerdigt stand.

Ein moderner Anbau an die alte Kirche, und zwar an die Westfront sich lehnend, ist die sogenannte „Kaiser-Halle". Sie ist, nach Entwürfen des Baudirektors Hübsch in Karlsruhe, von 1854 bis 58 ausgeführt. Es finden sich an und in derselben eine Menge interessanter Dinge; so z. B. sind die Gewölbekappen eine Art Mosaik aus weißgelblichen und rothen Ziegelsteinen; die letztern bilden die ausschmückenden Linien und Bänder. Es sieht sehr fein aus und überrascht durch seine Einfachheit. Hier finden sich ferner Fresken, Reliefs (die letztern Szenen aus dem Leben Rudolfs von Habsburgs darstellend) und vor allem die Kolossal-Bildnisse

der im Dome begrabenen 8 Kaiser. Sie wurden vom Wiener Bildhauer Fernkorn[66] angefertigt. Am besten fand ich die Statue Heinrichs V; der Ausdruck des Kopfes ist düster, sinnend, schwermüthig. Weniger gelungen schien mir Rudolf von Habsburg; ich möchte dem Bildniß desselben auf dem alten Grabstein bei Weitem den Vorzug geben. An diesen Grabstein, beiläufig bemerkt, hat sich Max von Schwind[67], in seinem bekannten Bilde, „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe" treu gehalten und hat dadurch ein interessantes Kaiserbild, nach meiner Meinung überhaupt ein interessantes Bild geschaffen. Es befindet sich in *Kiel*.
Der ehemalige *Domkirchhof* ist jetzt in eine Anlage umgewandelt. Innerhalb derselben befindet sich 1. eine Sammlung römischer Antiken (wie in Köln im Wallraf-Museum) die bei Speier gefunden wurden 2. ein alter Mauerthurm, dessen Fundamente bis auf die Römerzeit zurückgehen sollen 3. der sogenannte „Oelberg"[68] eine Steinmasse mit bildlichen Darstellungen aus der Leidensgeschichte und 4. der „Domnapf", eine große Sandsteinschale (unsrer Granitschale[69] nicht ganz unähnlich) die früher die Grenze zwischen Dom und Stadt bezeichnete. Jeder neue Bischof mußte diese Schale, nachdem er gelobt hatte die Freiheiten der Stadt zu achten, voll Wein gießen lassen, worauf sie von den Bürgern auf seine Gesundheit geleert wurde[70].
Speyer „die Todtenstadt der deutscher Kaiser" macht noch immer einen leidlich großstädtischen Eindruck und ist — auch schon als Hauptstadt der bairischen Rheinpfalz und als Bischofssitz — bedeutender als Worms.
Um 12 Uhr nach Carlsruhe. Der Zug nach Basel war schon fort. So denn in Carlsruhe gewartet.

Von links nach rechts[71]
1. Heilige drei Könige[72]
2. Engelbert I der heilige Graf von Altena im Silberschrein[73] und die Monstranzen
(*Vor* dieser Kapelle, eigentlich blos ein Zimmer) das Grabmal Engelberts v. der Mark, der ein andrer Engelbert ist[74].
Nun kommen die eigentlichen Kapellen
1. Engelberts Kapelle
(seine Statue darin; dazu Hirschkopf mit Kreuz. Nichts besondres)[75]
2. Maternus Kapelle
3. Johannis Kapelle
4. Grabmal des *heiligen* Engelbert
(hinterm Hochaltar)[76]
5. Agnes-Kapelle
(Dombild von Meister Stephan)
6. Michaels-Kapelle
Walram v. Jülich[77]
7. Stephans Kapelle
8. Muttergottes-Chörchen-Kapelle
(Bild von Overbeck)[78]
Es folgt ein von Fontane gezeichneter Plan der Kölner Altstadt, in den er die wichtigsten Denkmale eingetragen hat (s. Abb.).



Notizbuch C 1 Bl. 2

Außer dem *Dom* sind nach Baedeker die 3 wichtigsten Kirchen:
1. St. Gereon 2. die Apostelnkirche 3. Maria im Kapitol (dazu vielleicht noch St. Ursula).
Rathhaus nur von außen.
Gürzenich außen und innen.
Rubens Geburtshaus.
Die *Synagoge.*
Herford[79]
So von allen 4 Seiten; [dazu Skizze] sieht sehr graziös aus. Die Thürme von St. Gereon in Köln sind ebenso, aber ohne die Spitze in der Mitte; gerade durch diese wird der Anblick gefällig.
Burgmauer.
Römerthurm.
Kopper-Marie.
St. Gereon
Weg: die Glockengasse hinauf (Post) bis zu Ende.
Dann ein bischen rechts und zurück bis an die Langegasse:
Kopper-Marie,
dann weiter rechts bis zur Burgmauer und Römerthurm, dann rechts weg nach St. Gereon. [Dazu Skizze.][80]

Montag[81]
Minoriten K.
Museum
Groß Martin
(flaniren)
Zu Tisch. Genossenschaft.
Spazierfahrt.
Dom.
Rosengarten
Nach Haus.

Dinstag
Rathhaus.
Gürzenich.
St. Maria im Capitol.
Museum.
Im Gürzenich gegessen.
Am Rhein, Dom, Freihafen
Café du Dome
Rheinbrücke.
Burgmauer.
Römerthurm.
Kupfergassen-K.

Mittwoch
St. Gereon.
Flanirt.
Café du Dome.
In den Dom.

(Die Fenster)
Königswinter
Drachenfels
Rolandseck

Koblenz. Der „Anker" mit seinen Schrecknissen.
Die „Elisabeth". Verstaubte und verkrümelte Tische. Endlich kam er mit einem Lappen von Tischtuch und fegte durch den Wind den er machte, die Krümel einigen Damen ins Gesicht; nun lag das Tischtuch da; es erinnerte mich an die des alten Rosch Königs und Poststraßen-Ecke[82]. Die Messingstäbe nicht geputzt, die Spiegel und Fensterscheiben verschmiert, schmutzige Feldstühle massenhaft aufgehäuft wie Sommerstühle in einer Remise.
Schöne *Punkte am Rhein.*
Godesberg.
Drachenfels und Rolandseck
Ruine Hammerstein.
Dann der Ort wo die Ahr einmündet,
Andernach,
Neuwied, (die Wied)
Coblenz und Ehrenbreitstein,
die Lahnmündung d. h. also Johanniskirche,
Lahneck und gegenüber Schloß Stolzenfels.
Auch noch dieselbe Parthie bis Braubach und Marksburg
Rhense (Gasthof zum Königstuhl) höchst pittoresk alte Häuser und alter Thurm. [...][83] man sieht eigentlich nur eine, wahrscheinlich Liebenstein; sie ist noch ganz erhalten, vielmehr „altes Schloß" als Ruine und giebt einem ein vorzügliches Bild, wie diese alten Rhein-Schlösser waren. Der Königstuhl ist zwischen Stolzenfels und Rhense.
Die kleinen Dörfer hart am Rhein entlang; diese Dörfer sind fast reizvoller als die Schlösser; alte schiefe, krummbucklige, bunte, ziemlich hohe (als Dorf) Häuser.
Boppard mäßig hübsch.
Camp
Bornhofen Dörfer
Liebenstein und *Sternberg*[84] zwei nebeneinander liegende Ruinen. Die ganze Parthie bei Ruine Rheinfels, wo man St. Goar, St. Goarshausen, Rheinfels, Thurnberg (zurück) und Katz (vor) liegen sieht.
Der berühmte Loreley-Felsen ist eigentlich gar nichts.
Ober-Wesel mit Ruine Schönberg[85],
Caub, Ruine Gutenfels und auch Schönberg,
Ruine *Sooneck,* königlich, durch den König ausgebaut. Sehr hübsch; hoch, schlank.
Burg *Rheinstein* mit gothischer Kirche, auf hohem kahlem Felsvorsprung und alles ist in Laubholz gekleidet. Sehr schön. An diesen beiden ist das unmittelbare Emporwachsen der Burg aus der Felsmasse, so daß diese auch künstlerisch rein als hohes Fundament und Postament wirkt, so sehr schön.

Mainz. Doppelkirche, Doppel-Chor, Doppel-Hochaltar; in der Restauration begriffen und etwa $^2/_3$ fertig, das älteste (wie es scheint) Chorstück (nach dem Rhein zu) noch nicht. Man kann nun recht den Unterschied sehn. Die Wirkung des Bunten ist ganz enorm. Man denkt „dies ist das goldene Mainz". Alles was vorspringt: die großen *Rundbögen* an der Decke, die *Gewölbe-Ribben*, im fertigen hohen Chor auch der Untergrund der Kappen sind alle vergoldet. Die Kappen im Schiff sind blau mit viel grün und roth drin, aber absichtlich etwas stumpf in der Farbe. Reich an Altären, Kapellen, Standbildern von Bischöfen und Erzbischöfen, auch viel Roccoco-Geschmackloses. Der Eindruck des breiten Hauptschiffs sehr mächtig. Ueber den Rundbögen zwischen den hohen Pfeilern des Mittelschiffs sind prächtige Bilder auf Goldgrund in der Arbeit, die große Mehrzahl fertig; sieht auch schön und reich aus, die Farbengebung der Seitenschiffe ist verschieden und zwar Goldgrund in den *Kappen*, dagegen die Gewölbe-Ribben blau und die Rundbögen-Profile roth, natürlich auch alles wieder mit Gold ornamentirt.

Von Mainz nach Worms

Vorbei an *Laubenheim, Bodenheim, Nackenheim, Nierstein, Oppenheim.* (Judenkirchhof dicht an der Bahn) mal dicht am Rhein, mal weiter bis Worms. — Stadt doch sehr modern, jetziges und voriges Jahrhundert, aus Burgunden Zeit nichts, aus Mittelalter wenig, eben nur die *Hülle* des Doms und der Liebfrauenkirche. Die Franzosen unter Ludwig XIV und unter d. Republik alles zerstört. Dennoch jene Hülle eben sehr interessant. Das Innere dem *Mainzer Dome* sehr verwandt. Auch hier wird die Decke bunt ausgeführt und zwar außerordentlich fein und geschmackvoll.

Die breiten Gewölbe-Ribben sind *braun* mit wenig mattem Gold wenn überhaupt, die Kappen wie eine weiß gemusterte Karo-Tapete [dazu Skizze][86] die Sternchen von Gold und ebenso die ganze Kappe von einer breiten goldnen Grec-Borte (oder doch sehr ähnlich) eingefaßt.

Anmerkungen

1 Hermann Fricke: Theodor Fontanes Rheinreise 1865. In: Deutsche Rundschau 77. Jg. H. 12. Ruhrverlag, Gelsenkirchen Dez. 1951.

2 Vgl. F.'s Briefe aus Aachen im April 1852. In: Theodor Fontanes Briefe. 1. Sammlung, I. Bd. Berlin, F. Fontane & Co. 1905 S. 1 ff. und: Theodor Fontane, Briefe. 2. Sammlung, I. Bd. Hrsg. von Otto Pniower und Paul Schlenther. Berlin 1910 S. 39 ff.

3 Karl Baedeker: Die Rheinlande von der Schweizer bis zur Holländischen Grenze. Handbuch für Reisende. 13. Aufl. Coblenz 1864. Es ist sehr wahrscheinlich, daß F. diese Auflage benutzte. Ein Vergleich der Texte spricht dafür.

4 Ph. M. Klein: Der Wanderer durch Köln. Eine geschichtliche Beschreibung der Stadt und sämtlicher Merkwürdigkeiten. Koeln, Greven 1863.

5 Vgl. F.'s Bemerkung zur Krypta der Kirche St. Maria im Capitol.

6 Hans-Heinrich Reuter: Fontane. Verlag der Nation, Berlin 1968.

7 Wilhelm Vogt: Theodor Fontane und die bildende Kunst. In: Theodor Fontane, Sämtliche Werke. Bd. XXIII/2. Nymphenburger Verlagshandlung, München 1970.

8 F.'s Beurteilung der Baudenkmale s. auch Sonja Wüsten: Die historischen Denkmale im Schaffen Theodor Fontanes. In: Fontane-Blätter, Bd. 2, H. 3, 1970, S. 187–194.

9 Roeskilde: Vgl. Fontanes unbekannte Wanderungen. Hrsg. Heinrich Marohl. Gebrüder Weiß Verlag, Berlin-Schöneberg 1953, S. 166/67.

10 Vgl. Th. Fontane: Aus den Tagen der Okkupation. In: Theodor Fontane, Sämtliche Werke. Bd XVI. Nymphenburger Verlagshandlung, München 1962. S. 302.

11 Wilhelm Vogt führt F.'s ablehnende Haltung in bezug auf die Ausmalung der Kirche von Bonsecours auf die Architekturauffassung des Dichters zurück, die ihn bewogen habe, bei der Bemalung von Bauwerken für Vorsicht und Zurückhaltung zu plädieren. Ergänzend muß jedoch hinzugefügt werden, daß bei seinen Urteilen über historische Denkmale die Architekturauffassung nicht immer das entscheidende Kriterium war. Auch daraus ergeben sich bei F. vielfach von einander abweichende Urteile – auch in der Frage der Bemalung von Bauwerken – die sich kaum in eine Regel fügen lassen. (Vgl. Wilhelm Vogt: Fontane und die bildende Kunst, a. a. O. S. 191.)

12 Vgl. S. 237

13 Vgl. S. 232

14 Vgl. S. 236

15 S. dazu auch: Reisen nach Italien 1874–1875. Hrsg. von Rainer Bachmann und Edgar Gross. In: Theodor Fontane, Sämtliche Werke. Bd. XXIII/2, Nymphenburger Verlagshandlung, München 1970.

16 F. hat sich bei der Auswahl der Reiserouten, einschließlich des Ausfluges in den Niederwald, an die Empfehlungen von Baedeker gehalten, den Weg aber stromaufwärts genommen.

17 F. fuhr von Karlsruhe aus in die Schweiz und kehrte am 21. September 1865 nach Berlin zurück. Vgl. Brief an Henriette v. Merckel vom 25. September 1865. In: Theodor Fontane, Briefe. 2. Sammlung a. a. O. S. 244/45.

18 F. hat den Satz zweimal begonnen und beide Anfänge gestrichen: „Ich wagte eine gedämpfte Anfrage nach Besichtigung" und: „Auf die Frage nach Besichtigung wird man an den Domschweitzer gewiesen".

19 Tabulettkrämer: So wurden umherziehende Händler genannt, die ein Tabulett (leichter Holzkasten mit Schubfächern) trugen.

20 Die Kirche, ein Bau aus dem 17. und 18. Jh., besaß eine Barockausstattung. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren die Stilunterschiede zwischen Renaissance und Barock jedoch noch nicht so eindeutig herausgearbeitet und Zuordnungen deshalb oft ungenau. Die barocke Ausstattung wurde im zweiten Weltkrieg vernichtet, die Kirche selbst nach dem Kriege in ursprünglicher Gestalt wieder aufgebaut.

21 Das Dombild wurde um 1440 von Stephan Lochner als Altarbild für die Ratskapelle gemalt und kam 1809 in den Dom.

22 Wilhelm Lübke (1826–1893), mit Fontane befreundeter Kunsthistoriker.

23–24 Von etwa 1450–1868 stand auf dem Südturm des Domes ein „Baukran" und auf dem Gemäuer des Turmes wuchsen wilde „Rosen". (Vgl. Andreas Huppertz: Der Kölner Dom und seine Kunstschätze. Köln 1950, S. 26.) Der Kran galt im 19. Jh. als Wahrzeichen der Stadt Köln. Der Dom St. Peter und St. Maria wurde erst im 19. Jh., nach mehr als zweihundertjähriger Unterbrechung der Bautätigkeit, im gotischen Stil vollendet. Das Vorhaben wurde als nationales Anliegen und der Dom als Symbol deutscher Einheit betrachtet. F. schrieb zur Domweihe im Jahre 1880 ein Gedicht „Zum Kölner Domfest", s. Theodor Fontane, Sämtliche Werke, Bd. XX a. a. O. S. 267/68.

25 Der zweigeschossige gotische Saalbau wurde im zweiten Weltkrieg bis auf die Umfassungsmauern vernichtet und nach dem Kriege im Äußeren in alter Form wieder hergestellt, innen umgestaltet. Der Vergleich mit Kroll bezieht sich auf den einst berühmten Berliner Vergnügungspalast mit Theater und Konzertsaal,

1801–1844 von Joseph Kroll am ehemaligen Königsplatz am Tiergarten erbaut. Daraus ging später die Krolloper hervor. Auch der Begriff „Tietzhaft" hängt damit zusammen. Die Krollschen Säle wurden nach einem Brande im Jahre 1852 von Eduard Tietz neu ausgestattet.

26 Es handelt sich um Säulen mit Würfelkapitellen. Die Krypta stammt aus dem 11. Jh.

27 Ferdinand von Quast (1807–1877) war seit 1843 Konservator der Kunstdenkmäler des Preußischen Staates.

28 Die Wandbilder der 1466 angebauten Hardenrath-Kapelle stammen nicht von Israehl van Meckenem, sondern vom Meister des Marienlebens (2. H. 15. Jh.) und (die Auferweckung des Lazarus) vom Meister des Aachener Altares (gegen 1515). F. hatte sich an die Angaben von Baedeker und Klein gehalten. Die Fresken der Hardenrath-Kapelle wurden im zweiten Weltkrieg vernichtet. (Hartwig Beseler schrieb in einem Bericht von 1953 über den Wiederaufbau der Kölner Kirchen in: Jahrbuch der rheinischen Denkmalpflege, XX, 1956 S. 252: die Witterung hätte sie zu farbigen Schatten abgewaschen.) Erhalten blieben die von F. erwähnten mittelalterlichen Torflügel und auch die Grabplatte der Plectrudis (Gemahlin des Hausmeiers Pippin v. Heristal um 689), die als Begründerin der ehemaligen Damenstiftskirche gilt. Die im zweiten Weltkrieg schwer beschädigte Kirche befindet sich im Wiederaufbau.

29 Gortzius Geldorp (1553–1616). Vorname unsicher lt. Thieme-Becker, Künstlerlexikon, Leipzig 1920.

30 Die Altartafel stammt von einem Schüler von Hans Baldung Grien. Bei Baedeker war „Dürer" bereits mit Fragezeichen versehen.

31 Eduard Julius Bendemann (1811–1889), Historienmaler.

32 Karl Begas (1794–1854), Maler.

33 Julius Friedrich Anton Schrader (1815–1900), Historien- und Porträtmaler.

34 Caspar Joh. Nepumuk Scheuren (1810–1887), Landschaftsmaler und Radierer.

35 Wolfgang Müller von Königswinter: Katalog des Wallraf-Richartz-Museums. Köln 1862. Vlg. Du Mont Schauberg.

36 Das Werk eines nordwestdeutschen Meisters um 1410–1440 „Muttergottes mit der Wickenblüte" (vgl. Katalog des Wallraf-Richartz-Museums, Köln 1965) wurde im vergangenen Jahrhundert dem Meister Wilhelm zugeschrieben.

37 F. hat den Raum für den Namen der Heiligen ausgespart. Links die hl. Katharina.

38–40 Anstelle der romanischen Kirche St. Gereon stand einst eine Märtyrerkirche – Reste davon sind im bestehenden Bau enthalten – die zuerst von Gregor von Tours (um 590) erwähnt wird. Er berichtet von 50 Soldaten der Thebaischen Legion, die dort ihren Tod fanden und in einen Brunnen des Gotteshauses geworfen wurden. Im Jahre 1329 ist anläßlich eines erzbischöflichen Erlasses die Rede von 318 Märtyrern der Thebaischen Legion und einer weiteren Gruppe unter Führung des hl. Gregorius Maurus, so daß sich eine Gesamtzahl von 650 Märtyrern ergab. Ph. M. Klein a. a. O. S. 168 nennt die Zahl von 700 Märtyrersoldaten, die dann von F. übernommen wurde. Die Confessio (Grabanlage), in ihrem Kern aus dem 6. Jh. stammend, erlitt im zweiten Weltkrieg keine Schäden. Seit den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts dient die Krypta neben der Oberkirche ständig als Gottesdienstraum. Das Fußbodenmosaik aus dem 11. Jh., aus dem annonischen Chor stammend, wurde 1867–1871 aus Fragmenten zusammengesetzt, ergänzt und in der Krypta neu verlegt. Die im zweiten Weltkrieg schwer beschädigte Kirche befindet sich im Wiederaufbau. Herrn Heinz Grube, Sakristan an der Kirche St. Gereon zu Köln, danke ich für seine mir freundlich gewährten brieflichen Auskünfte.

41 F. befaßte sich also bereits 1865 mit Problemen, mit denen er sich 1871 in Elsass-Lothringen erneut konfrontiert sah. Vgl. Th. Fontane: Aus den Tagen der Okkupation. In: Theodor Fontane, Sämtl. Werke, a. a. O. S. 464, 465, 479 ff.

42 Skizze des Flußlaufes zwischen Rüdesheim und Assmannshausen. Bingen und Ruine Ehrenfels eingetragen.

43 Biberich = Biebrich.

44 Die ehemals auf dem Schillerplatz stehende Brunnensäule wurde lt. K. A. Schaab, Geschichte der Stadt Mainz. Mainz 1844. Bd. 2 S. 233, im Gebiet des Eltzer Hofes in Mainz ausgegraben. Sie steht jetzt in der Nähe ihres ehemaligen Aufstellungsortes, im Hof des Osteiner Hofes am Schillerplatz.

45 Schillerdenkmal: nach Entwurf von Joh. Baptist Scholl (1818–1881) lt. Baedeker a. a. O. S. 176 1862 aufgestellt.

46 Gutenbergdenkmal: 1837 von Berthel Thorwaldsen geschaffen. Herrn Prof. Dr. Fritz Arens, Mainz, danke ich für seine freundlichen Auskünfte zur Frage der Brunnensäule und des Gutenbergdenkmals.

47 Der Dom St. Martin und St. Stephan war nach einem Brand des Jahres 1767 durch den Barockbaumeister Franz Ignaz Michael Neumann wieder hergestellt worden.

48 Gemeint ist das Marmordenkmal für den Minnesänger Heinrich v. Meißen gen. Heinrich Frauenlob von Ludwig Schwanthaler (1802–1848).

49 Nachdem der Dom 1793 durch Beschuß beinahe ausgebrannt wäre und weitere Schäden durch die französische Okkupation erlitt, wurde er ab 1822 erneut restauriert. Die farbige Neuausmalung im Inneren erfolgte ab 1859. Die Wandgemälde stammen von Philipp Veit. 1928/29 wurde der Innenraum nach einer anderen Konzeption erneut ausgemalt. Der Dom wurde im zweiten Weltkrieg durch Bomben beschädigt und nach 1945 wiederhergestellt. Eine Neufassung des Innenraumes erfolgte 1958–1960.

50 Am Wormser Dom St. Peter wurden, nach den Zerstörungen während der französichen Okkupation im Jahre 1813, ab 1859 umfangreiche Restaurierungen vorgenommen. Von 1892–1935 wurden erneut durchgreifende Wiederherstellungsarbeiten ausgeführt, einschließlich einer Neufassung des Innenraumes. Durch den zweiten Weltkrieg entstandene Schäden wurden behoben, der Innenraum wiederum neu ausgemalt. Interessant ist der Vergleich zwischen den ersten Notizen F.'s zur Ausmalung des Domes (s. S. 246) und diesem vorsichtigeren Urteil aus größerem zeitlichen Abstand und nach der Besichtigung des Speyrer Domes formuliert.

51 Skizze von einem auf der Spitze stehenden Quadrat, innen und an den Ecken außen Sternchen angedeutet.

52 Grec-Borte = griechische Borte. In Worms wurden Bandornamente verwendet, die sich an romanische Ornamentik mit antiken Motiven anlehnten, deshalb sah F. sich an eine griechische Borte erinnert.

53 Skizze von einer doppelläufigen Treppe.

54 Dieselbe Zeichnung wie Anm. 53, in der Mitte ein Türrahmen angedeutet.

55 F. hat die folgenden Zeilen für eine spätere Ergänzung freigelassen. Der Ausspruch lautet sinngemäß: „So wie dieser Stab ausschlagen und Blätter tragen wird, so wird sich die rechte Lehre vom Worte Gottes ausbreiten." Eine andere Version der Legende berichtet vom Streit zweier Frauen über Luther, als dieser 1521 in Worms vor Kaiser und Reich aufgetreten war. Eine dieser Frauen hätte zur Bekräftigung ihres Glaubens an Luther das Reis in den Boden gesteckt. Der Baum mußte vor einigen Jahren gefällt werden, ein Erinnerungszeichen kennzeichnet die Stelle. Für freundliche Auskünfte hierzu danke ich Herrn Dekan Eberhard Dusse, Alzey und Herrn Prof. D. Dr. Steitz, Mainz.

56 Kämmer Str. = Kämmerer Str.

57 Rosengarten: nach dem gleichnamigen mitteldeutschen Heldenepos aus dem Kreise der Dietrichsepen soll sich dort der Rosengarten der Kriemhild befunden haben.

58 Werftweiden: Bezeichnung für einige Weidenarten, Salix caprea (Saalweide) und Salix cinerea.

59 Die Evangelisten-Symbole: Mensch/Engel = Mattheus, Löwe = Markus, Stier/Rind = Lucas, Adler = Johannes.

60 Dieser Gedanke ist dem Baedeker entlehnt: „In der nächsten Umgebung wächst ein berühmter Wein, die **Liebfrauenmilch,** der jedoch dem Namen vielleicht mehr als der Güte seinen Ruf verdankt". (Baedeker a. a. O. S. 42).

61 Auf der Rückseite des Blattes 40 eine Skizze vom Grundriß des Speyrer Doms. Darin vermerkt: „die Kuppel überm **Quer**schiff". Unter der Zeichnung: „Also 4 Türme, je zwei in Ost und West; zwei Kuppeln, eine überm Querschiff, die andre über der Vorhalle".

62 Johann v. Schraudolph (1808–1879), Historienmaler. Er hatte die Leitung der nach einer einheitlichen Konzeption von 1845–1853 vorgenommenen Neuausmalung des Speyrer Domes St. Maria und St. Stephan. Bei der jüngsten Instandsetzung anläßlich des 900jährigen Jubiläums der Domweihe 1961 wurde der Innenraum unter fast vollständiger Aufgabe der Ausmalung des 19. Jh. neu gefaßt. Die von F. beschriebenen Ausmalungen sind also heute an keinem der drei Dome mehr erhalten.

63 Die Gräber wurden 1900 freigelegt.

64 Die Plectrudisgrabplatte (1160–70), rd. 100 Jahre älter als die Grabplatte des Rudolf v. Habsburg (1280–90), hatte F., gestützt auf die ihm zur Verfügung stehende Literatur, offenbar für älter gehalten.

65 Skizze vom Grundriß des Taufsteines.

66 Anton Ritter v. Fernkorn (1813–1878), Bildhauer.

67 Gemeint ist der Maler **Moritz** v. Schwind (1804–1871).

68 Der „Ölberg", 1505–1512 von Hans Seyffer geschaffen, nur noch in Resten vorhanden.

69 F. bezieht sich auf die Berliner Granitschale, seit 1828 im ehem. Berliner Lustgarten, jetzt neben dem Berliner Dom aufgestellt.

70 Eine Inschrift von 1480 auf dem Sandsteinbecken bezeugt, daß das Pecken am Tage der Inthronisation eines neuen Bischofs mit Wein gefüllt wurde.

71 Die Chorkapellen des Kölner Domes. Die Notizen müssen nach vorangegangener Besichtigung eingetragen worden sein.

72 Dreikönigsschrein: Reliquienschrein, eines der kostbarsten Werke der Goldschmiedekunst aus der Zeit um 1200.

73 Engelbertsschrein: 1633 von Konrad Duisberg geschaffen, zum Domschatz gehörend, enthält die Gebeine des heilig gesprochenen Erzbischofes Engelbert I. Graf v. Berg † 1225, in manchen älteren Schriften auch als Graf v. Berg und Altena bezeichnet.

74 Erzbischof Engelbert III. v. der Mark † 1368. Von F. gestrichen wurde der Zusatz: „zu sein scheint. Vielleicht auch nicht". Eine Unsicherheit, die sicher auf diesbezügl. irreführende Angaben im Baedeker zurückgeht.

75 Es handelt sich um die barocke Holzskulptur des hl. Hubertus mit Hirschkopf. Vgl. Ph. M. Klein a. a. O. S. 126 sowie Paul Clemen: Der Dom zu Köln. Düsseldorf 1937, S. 205, 250.

76 Ein 1665 durch Heribert Neuß geschaffenes Marmorbildnis des hl. Engelbert befand sich einst an dem von F. bezeichneten Platz.

77 Grabmal des Erzbischofs Walram v. Jülich † 1349.

78 Altarblatt mit Mariae Himmelfahrt 1847–54 von Friedrich Overbeck.

79 Herford: Münsterkirche in Westfalen. Dazu Skizze vom Turm mit spitzem Helm. Auf dem selben Blatt am oberen Blattrand vermerkt: „Abgang von Bern 2.20. Ankunft in Thun 3.27. Abgang von – (Scherzligen) 3.40. Ank. in Neuhaus (Interlaken) 5.5. Man fordert ein Billet nach [„Interlaken" gestrichen] Neuhaus." Am unteren Blattrand Notiz zur Ausmalung des Wormser Domes: „Breite braune [„Gurte" gestrichen] Gewölbe-Rippen, die Kappen weiß gemustert, Goldcaros mit Sternen und um die Kappen eine gemusterte Goldborte." Daneben Skizze wie Anm. 51 aber ohne Innensterne. Zwischen den Zeilen folgende Namen: „Pauline Sommerfeld": Verwandt mit der Schwester Fontanes, Jenny Sommerfeld geb. Fontane. „Laura und Agnes Knochenhauer": Bekannte der Familie Fontane aus Luckenwalde. Quer an den Rand geschrieben: „Philipp Wittmann in Aßmannshausen Amt Rüdesheim".

80 Auf der Rückseite des Blattes 54 ein Ausschnitt aus dem Stadtplan skizziert, eingetragen: „Kopper-Marie", „Römerthurm", „Burgmauer", „St. Gereon". Auf dem selben Blatt eine Kostenzusammenstellung: „2,15 7½ 8½ Gulden östreichisch 9 Gulden 10 ggr und etwa 40 Kreuzer".

81 Das Blatt mit der Zusammenstellung (Montag–Mittwoch) enthält außerdem folgende Vermerke: oben links: „Schrader", „Scheuren". – Vgl. Anm. 33 u. 34; unter der Zusammenstellung: „**Basel** Brief-Einwurf Gasthof zum Kopf, de la tête d'or. Gypser und Flachmaler"; auf der unteren Blatthälfte: „Die malerische und romantische Rheinpfalz" in Ansichten und Stahlstichen (64 Blätter) enthält 12 Blätter von Speyer und dem Speyrer Dom. (Worms ist in diesem Werk nicht enthalten.) Es existieren auch viele Photographien, groß und klein."

82 Rosch = Berliner Schankwirtschaft.

83 Von F. gestrichen: „Die Ruinen Liebenstein und Sternberg".

84 Sternberg = Sterrenberg.

85 Schönberg = Schönburg.

86 Skizze vgl. Anm.

I. M. LANGE (Berlin)

Georg Heinrich von Berenhorst und Dietrich Heinrich von Bülow – Paralipomena zu Fontanes „Schach von Wuthenow"

Während die bürgerliche Literaturgeschichte ihre Quellen zu Fontanes Novellen und Erzählungen aus dem Anekdotenschatz der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Skandale entnimmt, und das politische Fundament und damit auch die entscheidende Wendung Fontanes zum gesellschaftskritischen Schriftsteller unterschlägt, war Georg Lukács mindestens der erste, der insbesondere für ‚Schach von Wuthenow' die politische Problematik der Novelle in den Vordergrund rückte. Das geschieht, indem Fontane dem Repräsentanten des Regiments Gens d'Armes Schach in dem um die Jahrhundertwende sehr bekannten Militärschriftsteller Dietrich Heinrich von Bülow eine konkret historische Figur gegenüberüberstellt. Auf den historischen Quellenschatz wurde bereits in der Promotionsschrift des Verfassers hingewiesen, der damals weder den gesamten Umfang der einschlägigen Literatur noch ihren Zusammenhang mit der Problematik Fontanes kannte.[1]

Eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte Dietrich von Bülows ist der von Eduard von Bülow, dem durch seine Novellensammlung bekannten achtundvierziger Demokraten, herausgegebene Nachlaß Georg Heinrich von Berenhorsts, der 1845–1847 erschien[2]. Franz Mehring hat in seinen Arbeiten zur Kriegsgeschichte und Kriegstheorie wiederholt auf ihn hingewiesen. Sehr im Gegensatz zu dessen natürlichen Vater Leopold von Dessau, der bekanntlich als Schöpfer der preußischen, insbesondere der friderizianischen Armee gilt, zählt Mehring mit ‚Kant, Fichte, Herder, Möser, Schlösser, Wilhelm von Humboldt' Berenhorst zu den großen Vertretern der Aufklärung, die gegen die stehenden Heere mit aller Leidenschaft kämpften. ‚Berenhorst, der damals berühmteste Militärschriftsteller, ein Offizier des Alten Fritz und ein natürlicher Sohn des Alten Dessauer, war vielleicht der grimmigste Gegner der stehenden Heere, und gegen ihn namentlich richtete sich die Polemik Scharnhorsts – er sah ein, daß der Krieg doch etwas anderes sei als das blinde Würfelspiel, als das ihn Berenhorst brandmarkte.' Freilich stehen sich hier zwei grundlegend verschiedene Positionen gegenüber: die radikal-utopische Verurteilung der Kabinettskriege gegenüber dem Versuch des großen Reformers Scharnhorst, ein Volksheer zu schaffen. Nie ist der Krieg grimmiger gegeißelt worden als von dem Verfasser der berühmten ‚Betrachtungen über die Kriegskunst'. Den ‚Hauptgedanken' seiner ‚Betrachtungen' formuliert Berenhorst folgendermaßen: ‚Die Kriegskunst fordert einen weiten Umfang von Wissen und mehr angeborne Talente, als irgend eine der andern Künste und Wissenschaften, um eine Mechanik zu bilden und anzuwenden, die nicht, wie die eigentliche, auf unwandelbaren Gesetzen, sondern auf unbekannten, also auch unlenkbaren Modifikationen der Seele beruhet, und mit Hebeln und Winden arbeitet, die Willen und Gefühl haben. Sie hat durch Verhängnis der neueren Zeit

eine erste bewegende Kraft bekommen, welcher menschlicher Mut und menschliche Kräfte ungleich, inadequat, sind und bleiben werden. Überdies läuft es gegen die Bestimmung des Menschen, das kaltblütige Totschlagen zu dem Range einer Wissenschaft zu erheben. Die Sache enthält einen Mißbrauch seiner Naturgaben; ein Mißbrauch kann aber nie in eine gründliche Theorie verwandelt werden. Kurz, der Verfasser sucht aus der Kriegsgelehrtheit selbst darzutun, wie wenig es mit der Kriegsgelehrtheit auf sich habe, wozu, Nota bene, die Geschichte aufs willigste die Hand bietet.

Die Absicht, der Endzweck.

Daß diese Schrift, wenn sie etwa Fortun machen sollte, als ein geringer Zufluß zu dem Tropfbade herbei rieselte, welche endlich die alte verhärtende Geschwulst der Kriegs- und Zerstörungsseuche in den Herzen der Großen, noch mehr aber in den Herzen ihrer unmenschlichen Ratgeber und Verleiter (an dem größesten Quantum der Völkertrübsale ist diese letzte Klasse schuld) erweichen und zerteilen muß. Berenhorst.'

Ein Biograph Berenhorsts, der ihm eng befreundete Dr. Spieker, schrieb 1803 zu Bülows Darstellung des Feldzugs von 1803 über dessen Beziehung zu Berenhorst: ‚Der Herr von Bülow, der genievolle Verfasser des Geistes des neueren Kriegssystems, sagt... Folgendes zu den Betrachtungen: Der Verfasser, dessen Geistesblick ebenso umfassend als Scharfsinnig eindringend ist, beweist zwar vortrefflich, daß die jetzt gewöhnliche Taktik keine Taktik ist, weil sie im Kriege unmöglich ausgeübt werden kann; aber nach ihm gäbe es überhaupt keine Kriegskunst. Wer so viel beweist, beweist nichts, kann man auf das geniereichste Werk der neueren Zeit, die ‚Betrachtungen', anwenden. Und S. 164 sagt er: Ich muß noch bekennen, daß ohne die ‚Betrachtungen über Kriegskunst' ich nicht auf die Entdeckungen würde gekommen sein (daß es mit der neueren Taktik gar nichts sei). So legt ein Schriftsteller das Fundament, worauf ein anderer minder verdienstvoller fortdauert' — bekannt sich also als Berenhorsts Schüler.

Die politisch schärfste Kritik Berenhorsts, vor allen Dingen am System der friderizianischen Armee, findet sich in einem Briefe an seinen Freund, den berühmten Rechtsgelehrten Gustav Hugo in Göttingen, vom 26. Mai 1802: ‚Da hier noch Raum ist, so will ich denselben mit einem Einfalle ausfüllen, der mir heut Nachmittag beim Kaffee einfiel. Bonaparte findet an Toussaint L'Ouverture seinen Mann, so wie die französischen Krieger an den Schwarzen auf Hispanolia *ihre Männer* finden, die ihnen gleichem Maaße messen. Dieselbe Scheinheiligkeit, dasselbe Anhängen moralischer Grundsätze und Gesinnungen, dieselben Beteuerungen redlicher Absichten, im Grunde jedoch völlig ähnlicher Macchiavellismus, nur mit korsikanischen gelben und afrikanischen schwarzen Modifikationen; gleiche Treulosigkeit, Tätigkeit, Entschlossenheit, Grausamkeit. Dieses zwischen den Häuptern; zwischen den Soldaten — gleiche Taktik des Umzingelns und Tiraillierens (nach Bülows *Geist des neueren Kriegs-Systems*), worin an Gewandtheit, Eifer für die Sache, List und Unermüdsamkeit die Afrikaner die Welschen in eben dem Grade übertreffen, als diese die

Oestereicher und Preußen übertrafen. In dem Kriege auf dem festen Lande war der Wille des gemeinen Mannes, dieser starke Wille zu siegen, das was die Franzosen hatten und ihren Gegnern fehlte; er ward die Ursache, die wahre und beinahe einzige aller ihrer Triumphe. Bessere Generale hatten der Wohlfahrts-Ausschuß, die Direktoren und die Konsuln nur, weil sie dieselben suchten; die Koalisierten hingegen suchten dieselben auf den Ranglisten und auf den Stammbäumen der Geschlechter, wo sie für diesesmal wenig oder nichts fanden. Doch bleibt die zuletzt angeführte bloß eine Nebenursache; denn weder Bonaparte, noch Moreau ‚noch Massene usw. hätten mit unwilligen, trägen Oesterreichern oder Preußen *Das* ausgerichtet, was sie mit exaltierten Franzosen auszurichten imstande waren. — Der Deutsche kann nicht wohl anders, als in geschlossener Ordnung, in Bataillonen, Schwadronen, fechten; darum und deswegen sollte er sich Pike und Schwert wieder anschaffen, dabei aber dennoch, zum Notbehelfe seine Scharfschützen (sogenannte) behalten. Die Flinte und l'ordre éparpillé*) sind die eigentümliche Waffe und Taktik des Galliers; aber jetzt findet er zwischen den waldigen Mooren von San Domingo schwarze Sklaven, die ihn hierin übertreffen, und mehr als er exaltiert, wütend sind.'

Viele solcher ‚kantischen' Gedanken finden sich in den Arbeiten Bülows wieder; oft ist man im Zweifel, von wem diese Ansichten (die meist auf Mirabeaus Gedanken über das Verhältnis der preußischen Staates zu seiner Armee und solchen scharfen Verurteilungen wie ‚Fäulnis vor der Reife' zurückgehen) herstammen, vom Schüler Bülow oder von dessen Meister Berenhorst.

Franz Mehring, der sich als erster Sozialist mit den Vorläufern der späteren Heeresreformer befaßte, schreibt über den Typ dieser ehemaligen friderizianischen Offiziere: ‚So waren in den späteren Zeiten Friedrichs II. die genialsten Offiziere des preußischen Stabes, der Kapitän von Steuben und der Major von Berenhorst. Beide waren in Ungnaden entlassen; denn wie alle großen Männer konnte Friedrich fähige Leute in seiner Umgebung nicht ertragen. Steuben ging nach Amerika, wo er sich bekanntlich große Verdienste um die militärische Organisation der Rebellen erwarb. Hier sagte er schon 1793 einem deutschen Besucher, dem Militärschriftsteller Dietrich von Bülow: ‚Die französischen Freiwilligen, über deren Untüchtigkeit ihre eigenen Generale ... nicht genug klagen konnten, führten denselben Krieg, den die amerikanischen Farmer geführt hätten und sie würden ebenso unüberwindlich sein' ... Berenhorst trat nicht wieder in militärische Dienste, aber er schrieb seine berühmten ‚Betrachtungen über die Kriegskunst', worin er das preußische Heer einer scharfen Kritik unterwarf, die ‚Grobheit, Härte und Dienstsklaverei der Disziplin', die ‚Mikrologie und den Minurismus der Paradekünste' usw. mit einer vielfach noch heute zutreffenden Bitterkeit geißelte.' (Franz Mehring: ‚Die Vernunft der Unvernunft' in: ‚Krieg und Politik', Berlin 1959.)

*) ausgeschwärmt

Dietrich von Bülow war im Gegensatz zu Berenhorst weit in der Welt herumgekommen. 1790 kämpfte er mit den belgischen Insurgenten gegen die Oesterreicher; als er Friedrich Wilhelm von Steuben begegnete, wollte er versuchen, in den Vereinigten Staaten einen kleinen Handel zu beginnen, interessierte sich aber von Anfang an vor allem für die militärischen Vorgänge, deren Spuren sich in dem zitierten Briefe an Berenhorst über das Tiraillieren und die ‚neue Taktik der Neueren', wie Bülow eine seiner ersten Schriften nannte, zeigen. Kurze Zeit darauf, steht in seinem Brief an Berenhorsts Freund, den späteren Generalleutnant von Valentini, eine erstaunliche Nachricht: ‚... Hier anbei erhalten Sie also für diesesmal blos ein Exemplar meiner alten *Betrachtungen*, in welchen Sie Abteilung I. S. 24, die Stelle finden werden, welche Bülow vielleicht die erste Idee gegeben hat, den Geist des neueren Kriegssystems aus dem Grundsatze *einer Basis der Operationen* herzuleiten.

Die Nachricht, daß der arme Bülow nach Afrika gegangen sei, kommt mir glaublich genug vor. Die Gesellschaft zur Entdeckung des inneren Teiles von Afrika bezahlt ihre Abenteurer sehr gut, daher hauptsächlich dürftige Deutsche sich des Wagestückes unterziehen. Aber Bülow wird wohl Niemand wieder zu sehen bekommen; sein feuriger Geist und seine so lebhafte Einbildungskraft sind nicht dazu gemacht, eine dergleichen Unternehmung, zu welchen ein so hoher Grad von Resignation aller nur erdenklicher Art gehört, zu überstehen.' Zweifellos kam die Nachricht aus England, wohin sich Bülow 1801 zu neuen Plänen und Abenteuern gewandt hatte. Es gelang ihm aber nicht, auf den Spuren des großen Abenteurers Mungo Park in den Dienst der Britischen Gesellschaft zu treten, sondern er mußte, nachdem er seine letzten Habe an die Vorbereitungen seiner Reise gewandt, eine Schuldhaft im Schuldgefängnis von Newgate abbüßen. Von dort soll es ihm gelungen sein, nach Paris zu entkommen. Erst 1805 suchte Bülow den älteren Berenhorst in Dessau persönlich auf.

An Valentini (8. Dezember 1805): ‚Am 22. Oktober Vormittags erhielt ich aus dem Ringe einen Zettel, auf dem der Name Bülow stand. Sogleich ließ ich diesen Ankömmling zu mir holen. Wie lange werden Sie sich hier aufhalten? — Bis Morgen zu Abgang der Berliner Post. Bleiben Sie doch ein paar Tage bei uns. — Ich kann nicht, übermorgen *muß* ich wieder in Berlin sein. Der Abgang der Post verzögerte sich indeß so lange, daß er noch den ganzen 23. bei mir blieb. Ich fand ihn großenteils *so*, wie Sie ihn mir beschrieben haben, und hätte, ohne seinen Namen zu wissen, geraten: das ist Bülow. Er hat einige harmonisch gestimmte Saiten meines Gemüts berührt, dabei aber ein herzliches Mitleiden bei mir rege gemacht; denn das Drückende seiner Lage konnte er nicht verbergen und fiel oft, sich unbewußt, in tiefes Nachdenken; dann war er ruckweise auch wieder sehr munter. Seit dieser Zeit haben wir uns schon ein paar Male ziemlich lange Briefe geschrieben. Er schien mir offenherzig. Er sei ein Verehrer Jesu, sagte er mir, nach Swedenborgs System, in dem er auch genugsam eingeweiht ist.'

Die Korrespondenz über Swedenborg wechselte von jetzt an in der freilich nur indirekt (über den Briefwechsel an Valentini) erkennbaren Korrespondenz mit militärischen Auseinandersetzungen. Das Schicksal Dietrich von Bülows vollendete sich schnell besonders seit der Veröffentlichung seiner Kritik an dem Feldzug von 1805 (vgl. die Dokumentation in der Ausgabe P.-P. Sagaves). Berenhorst an Valentini (17. August 1806): ‚Bülow sitzt seit dem 7. dieses in der Hausvogtei;' (Streckfuß zitiert seinen Ausspruch: ‚So geht es, wenn man die alten Weiber vor die Armee stellt und die Soldaten als Verrückte in die Hausvogtei steckt.') seine Papiere sind versiegelt und alle Exemplare des für Jedermann und nun auch für ihn so unglücklichen *Feldzuges vom Jahre 1805* sind den Buchhändlern weggenommen worden. Man kann sie aber kaum bedauern, denn die Schrift ist wirklich rasend; in diesem Betracht verdient er einen Platz im Irrenhaus. Da Sie dieselbe bereits gelesen haben, so brauche ich Ihnen nichts weiter zu sagen, um so viel mehr, da ich heut dato, da ich dieses schreibe, noch bei S. 195 des ersten Teiles stehe. Fleischer aus Leipzig schickte mir beide Teile sogleich bei der Ausgabe als ein Geschenk des Verfassers zu. Ich war gerade noch mit der Ausarbeitung der zweiten Übersendung meiner Beiträge zur Geschichte der ersten schlesischen Kriege für die *Annalen* beschäftigt, hatte auch Journale und dergleichen zu lesen, legte also meinen, was ich jedoch nicht *in dem Grade* vermutete, rasenden Bülow bei Seite, um ihn mit Muße zu verhören. Etwa acht Tage nachher überschickte mir Jemand einen Brief aus Berlin, worin gesagt war: des Herrn von Bülows Feldzug von 1805 macht viel Aufsehen; unter Anderem hat derselbe darin Ihren Herrn von Berenhorst aus vertraulichen Briefen kompromittiert. Ich erschrak, fing an zu blättern und fand dann gleich in der Vorrede S. XXIV die schöne Stelle von den Puerilitäten. Ich konnte mich derselben kaum noch erinnern; es fiel mir aber doch auch sogleich der Gedanke wieder bei, den ich beim Niederschreiben gehabt hatte, es war *der:* Du hast nicht nötig, Bülow bei diesen Worten einen Kommentar zu machen und ihm zu sagen, daß du nicht gerade alle und jeder Beschäftigung des Offiziers in Friedenszeiten für Puerilität hältst, sondern nur diejenige unnützen, zwecklosen, sogar zweckwidrigen Dinge, Künsteleien und Auswüchse der Manövrier-Technik, die du in allen deinen Schriften dafür erklärt hast. Und nun läßt Bülow das so gerad hin drucken und schickt meine vertraute Aufwallung des Gemüts in die weite Welt! Nicht zufrieden hiermit wiederholt er sie nochmals S. 56 des I. Teiles und zwar in ihrem ganzen Zusammenhange und mit meinen eigenen Worten, wo sie lange nicht so beleidigend klingt als in der Vorrede. Auf meine Klage über diese Prozedur hat er kahle Entschuldigungen vorgebracht, sogar etwas spitzig erwidert. Was mich am mehrsten beunruhigt, ist, daß er mir zugleich schreibt, er habe Ihnen alle meine Briefe gegeben, und erteile Ihnen zugleich gegenwärtig volle Macht, mit denselben zu verfügen, wie Ihnen gut dünke.'

Eben da ich bis zur letzten Zeile geschrieben habe, schickt mir abermals der schon erwähnte *Jemand* einen Brief aus Berlin vom 12. dieses:

‚Das Bülowsche Buch ist nunmehr streng verboten. Bei dem Buchhändler *Behr* sind noch 22 Exemplare konfisziert worden. Bülow selbst hat man bei einem Mädchen in der Kronenstraße arretiert. Bei dieser hat man auch eine ihn sehr gravierende Korrespondenz mit einem Herrn von Nordenschild in Stockholm gefunden. In der wegen seiner Verhaftung erlassenen Kabinetts-Ordre, die auf Veranlassung der russischen Gesandtschaft erfolgt sein soll, ist verfügt worden, seinen Verstandes-Zustand durch Ärzte zu explorieren, um ihn, falls er verrückt befunden wird, zur Charité abliefern zu können. Einige glauben, er werde über die Grenze geschafft werden.'

Zusammenfassend schreibt Berenhorst in einem Brief an den bekannten Rühle von Lilienstern vom 18./19. Februar 1808: ‚... Von der letzten Szene des Dramas, welches dieser beklagenswerte Mensch von durchdringendem Verstande, unendlichem Witz und seltenen Einsichten auf dieser Erde gespielt, gibt mir jemand aus Kolberg folgende Nachricht: Bülow kam zu der Zeit in Kolberg an, als General Lucadou noch gouvernierte. Auf der Durchreise durch Stettin in Lombards Namen mit Steinen geworfen, ging es ihm in Kolberg nicht viel besser. Der vornehme eben sowohl als der gemeine Pöbel, ohne zu wissen, was der vermeintliche Landesverräter eigentlich verbrochen, wetteiferten, ihn zu beschimpfen. Vernachlässigt und dem Mangel preisgegeben, fand er nur Freunde in der Person eines Doktors und eines Apothekers, vernünftige Menschen, die seinen Wert auch unter der durch Mißmut und Druck häßlich gewordenen Hülle zu erkennen wußten. Durch diese uneigennützigen Wohltäter und nachmals durch den Kommandanten Gneisenau ist seine Lage sehr verbessert worden, bis er sich einmal in einem Weinhause mit einem pensionierten Obristleutnant prügelte, und Gneisenau ihn wieder einsperren ließ in ein Zimmer über dem Tore auf dem Walle. Witz und Laune haben ihn nie verlassen. Schade, daß dieser Genius sich so oft im Rinnstein gewälzt hat! In der Wirklichkeit hat er es auf den Straßen zu Kolberg, und moralisch in nachgelassenen Handschriften getan. Geist ist in Allem, aber umgeben von mancherlei Schmutz, vorzüglich von Ausbrüchen des gröbsten Egoismus. Auch sind alle unvollendet. Es scheint, sein Verstand sei nicht geregelt genug gewesen, um lange bei einer und derselben Sache zu bleiben. Von den nachgelassenen Manuskripten heißt das eine: *Historische Blicke auf die Könige von Preußen aus dem Hause Hohenzollern;* es ist mit bitterer Satire verfaßt, vorgreifend in der Zeit, da es die Szenen von Auerstädt, darstellt, bei Friedrich II. aber abreißt. Friedrich I. ist dem Verfasser der einzige lobenswerte Regent der ganzen Dynastie. Das andere Manuskript heißt: *Darstellung der neueren Kirche,* und enthält eine ausführliche und anständige Erläuterung des Systems Swedenborgs[3], ob zwar mit einigen politischen Abschweifungen. Einige, denen er diese Schrift mitgeteilt, machten ihn besorgt. Niemand würde sie kaufen. Da schrieb er geschwind eine Schmähschrift auf Julius v. Voß, Verfasser des Heinrich v. Bülow, und den mit Recht berühmten Verteidiger einer weitläufigen Festung als Vorrede zu dem System Swedenborgs, um diesen Abgang zu verschaffen. Ein drittes Manuskript hat derjenige, welchem er es bei der

Einschiffung nach Riga aufdrang, verbrannt. Er übergab es mit den Worten: dieses Schreiben an Napoleon über Politik und Staatsverwaltung ist das Beste, was ich in meinem Leben geschrieben habe.'

Die preußische Regierung lieferte den begeisterten Anhänger Napoleons an ihre russischen Verbündeten aus. Berenhorsts Brief schließt: ‚Auf dem russischen Schiffe ist es Bülow schlecht gegangen; da seine geringe Equipage aus Versehen zu Kolberg zurückgeblieben war, so hat er die ganze Seereise in leichtem Frack und Sommerkleidung machen müssen, ein Umstand, der wahrscheinlich zu seinem frühen Tod beigetragen. – Er hätte sich ganz ungemein gut dazu geschickt, der Quintus Icilius eines zweiten Friedrich II. zu werden, eines Regenten, der, ohne helle Köpfe zu scheuen und zu fürchten, diesen hellen Köpfen die Freiheit ließe, ihre Zungen wenigstens bis zu einem gewissen Punkte zu gebrauchen. Mit etwa 1200 Taler Jahresgehalt und Tafel bei Hofe, welchen Platz in der Gesellschaft würde unser Dietrich (denn so hieß er: nicht Heinrich) von Bülow mit dem Witz, der Laune und den Kenntnissen, die ihm zu Gebote standen, nicht ausgefüllt haben! Beinahe den größten Teil seiner Immoralitäten muß man seinem widrigen Schicksale zuschreiben; Dürftigkeit bei Mangel an Hoffnungen und Aussichten, ist eine so gefährliche Lage, daß Niemand, der nicht selbst in einer ähnlichen gesteckt hat, weiß, wie tief sie leider auch das edelste Gemüt in den Kot zu drücken vermögend ist.'

Fontane schildert in seinem ‚Schach' die Gesellschaft und ihre Figuren vom Ausgang der Katastrophe des preußischen Absolutismus. Auch die Oppositionellen gehören zur Gesellschaft und nicht zu den großen Revolutionären des preußischen Staates und seiner Armee, den ‚preußischen Jakobinern', wie Lenin sie nannte. Daß Fontane Berenhorst, dessen Nachlaß 1845/47 erschien und eine weitgehende Übereinstimmung mit Bülows Meinungen durchblicken läßt, nicht kannte, ist sonderbar, da er immerhin einige der wichtigsten Arbeiten Bülows (längst nicht alle) kannte, dazu leider auch die polemische Biographie Dietrich von Bülows von dem Pamphletisten Julius von Voß. Die Datierung des letzten Briefes an Sander (im Roman) beruht auf einer Hypothese des Voß. Die Wirklichkeit, wie sie Berenhorst schildert, war erschütternd. In den Akten des Geheimen Staatsarchivs heißt es: ‚bei Beginn des Krieges nach Rußland abgeführt und zu Riga im Krongefängnis am 19. Juli 1807 gestorben.' (Tschirch II, S. 381, Anm. 1, Geheimes Staatsarchiv Berlin, R 22, Nr. 30.)

Anmerkungen

1 1933/34 hatte Otto Tschirch, Schüler von Schmoller und Meinecke, das umfängliche Material des preußischen Geheimen Staatsarchivs für seine ‚Geschichte der öffentlichen Meinung in Preußen im Friedensjahrzehnt vom Baseler Frieden bis zum Zusammenbruch des Staates' auswerten können. Hier wird ein großer Teil der für die Herausbildung der Figuren der Opposition entscheidenden Probleme behandelt. (Es ist selbstverständlich, daß der heutige Leser dabei die Bedingungen eines Mitarbeiters des Staatsarchivs unter damaligen Umständen berücksichtigen muß.) Neuerdings sind zu vergleichen die vorzüglichen Ausgaben des Romans von Pierre Paul Savage, Frankfurt/M.-Berlin 1966, und Gotthard Erlers in der Ausgabe des Aufbau-Verlages 1969.

2 Soweit sich feststellen läßt, wird der Name Berenhorst im gesamten Werk Fontanes nur einmal, in einem Brief des Dichters an Bernhard von Lepel unter dem Datum März 1860 (nach Peters II 267/69) genannt: ‚... macht es Dir Mühe mich wissen zu lassen, was Du von den Büchern, die die Mark Brandenburg etc. betreffen außer dem Vehse noch hast. Laß mich versuchsweise ein paar Namen nennen. Büsching; Nicolai; Poellnitz; Ordensrath König; Behrenhorst; Canitz (Gedichte); Varnhagen; einige Regimentsgeschichten **Brandenburgischer** Regimenter; Kloeden (Die Quitzows).' Zur Buchliste vermerkt Petersen im Kommentar (Band II, S. 416): ‚Die Bücherbestellungen dienen der Arbeit an den ‚Wanderungen'. Die Antwort Lepels geht auf die Anfrage nicht ein.

3 Dem Bezug auf Svedenborg entspricht im Roman in etwa der heftige Angriff Bülows gegen Luther ‚in der Décadence': bezeichnend für Fontanes Vorliebe für Dissenter jeglicher Observanz.

JOHN A. S. PHILLIPS (England, z. Zt. München)

Die Familie Merington: Theodor Fontanes Freunde in der Not

Es ist eine seltsame Erscheinung bei Fontane: so sehr er in seinen Frühschriften aus dem Jahre 1852 England tadelt, um so mehr stellt er in seinem Spätwerk, vor allem in seinen Berliner Gesellschaftsromanen, dieses Land durchaus positiv dar. Freilich muß man dabei die Frühkritik Fontanes gegen England und seine Reverenz für die Tradition und Geschichte sowie für die politische Freiheit, vor allem für die dort herrschende Pressefreiheit, auseinanderhalten. Gerade in den Aufsätzen Fontanes über England wird man bereits des Spannungsverhältnisses zwischen Altem und Neuem gewahr, ein Problem, das sein ganzes Werk durchzieht. Nur der *Ton* der darin enthaltenen Kritik ist, wie Helmuth Nürnberger es aus jenen Schriften Fontanes abstrahierend und treffend darstellt: ‚Mammonismus, Dünkel und Scheinheiligkeit'[1], ausgesprochen scharf und ein ganz anderer zu dem, den Fontane in seiner Behandlung des England-Motivs in seinem Spätwerk und in seinen sonstigen Äußerungen, vor allem im späten Briefwechsel mit James Morris anschlägt. In seinem Aufsatz, genannt ‚Parallelen' in ‚Aus England und Schottland' (1856), tauchen z. B. Phrasen auf wie: ‚England und Deutschland verhalten sich zueinander wie Form und Inhalt, wie Schein und Sein'[2], oder auf der nächsten Seite: ‚Der Deutsche lebt, um zu leben, der Engländer lebt, um zu repräsentieren'[3], oder, wie Fontane später schreibt: ‚Mit kurzen Worten: England ist aristokratisch, Deutschland demokratisch'[4]. Dagegen wird gerade in seinen Berliner Gesellschaftsromanen England als das Land bezeichnet, das auf ein menschlich-gesellschaftlich Versöhnendes hinzudeuten scheint, sei es ein wenig zitiertes Beispiel des englischen Pastors in Rom, der Melanie in ‚L'Adultera' nach ihrer Flucht mit Rubehn Trost zuspricht[5], die versteckten Huldigungen für englische Lebensformen in ‚Frau Jenny Treibel'[6] oder später, wie uns Charlotte Jolles erklärt:

‚Das Englandmotiv im ‚Stechlin' erfüllt eine rein künstlerische Funktion. So ist das Englandbild, das sich hier abhebt, im wesentlichen positiv, weil es das Symbol einer freieren, fortschrittlicheren, zivilisierten Gesellschaft mit der Enge und Rückständigkeit der märkisch-preußischen Welt konstrastiert wird'[7].

Wenn wir also das Gesamtwerk Fontanes betrachten und dabei sein schriftstellerisches Verhältnis zu England bzw. zur englischen Gesellschaft berücksichtigen, dann läßt sich ein *Gesinnungswandel* feststellen, ein Gesinnungswandel, der uns nicht ganz gleichgültig lassen darf. Gerade die Gesellschaftskritik nämlich, die Fontane zunächst gegenüber England zum Ausdruck bringt, und die er später zum größten Teil zurücknimmt, wird nun auf seine Behandlung der preußischen Gesellschaft übertragen. Oder, wie Charlotte Jolles schreibt, ‚es ist vor allem der zeitkritische Gehalt in diesem Werk und in den Korrespondenzen, der die Beziehung zu seinen späteren Romanen herstellt'[8]. Oder wiederum, wie Derek Barlow, der vom ‚distorted character'[9] der Vergleiche Fontanes zwischen Deutschland und England spricht, schreibt: ‚It is indeed ironical that Fontane was later to portray in his novels the misery and unhappiness which the rigid Prussian castesystem could impose upon the individual who proved bold enough to flout its coventions'[10].

Wie ist also dieser Gesinnungswandel zu erklären? Freilich gibt es mehrere Gründe für dieses Phänomen, die nicht nur im Bewußtsein Fontanes, sondern auch in der Entwicklung Englands selbst zu erkennen sind. Uns geht es primär darum, den Zusammenhang zwischen einem Aspekt der Erfahrungen, die Fontane in England gemacht hat, und der in seinem Werk zum Ausdruck gebrachten Reflexion über solche Erfahrungen, bzw. wie wir zu zeigen haben, den Mangel an Erfahrungen zu verdeutlichen.

Zuerst bedarf es der Klärung, wie es überhaupt mit seiner ursprünglichen Kritik gegen die englische Gesellschaft stand. Gerade zu dieser Frage hat Charlotte Jolles uns einen wichtigen Hinweis gegeben, indem sie darauf hinwies, daß es sich bei den beiden sehr kritischen Aufsätzen ‚Das goldene Kalb' und ‚Smithfield' zum größten Teil um wörtliche Übersetzungen von Bücherrezensionen aus der Times handelt. Hierüber kommentiert Nürnberger treffend: ‚Merkwürdigerweise handelt es sich dabei um Texte, die bisher als besonders bezeichnend für Fontanes England-Bild und seinen damaligen Prosastil galten'[11]. — Wir haben also das eigenartige Phänomen, daß Fontane die Engländer mit ihrer eigenen Kritik selbst kritisiert! Diese Frage läßt sich sehr wohl stellen, inwiefern Fontane überhaupt selbst über die Gesellschaft im Bilde war, die er etwas polemisch angriff, oder ob die Vehemenz seiner Kritik nicht mit der Optik, aus der Fontane England beobachten konnte, zusammenhing. Gerade die Verbindung zwischen der Sicht, aus der Fontane England sah, und der Art seiner diesbezüglichen Schriften macht Nürnberger sichtbar, wenn er die Schriften des Fürsten Pückler-Muskau und C. G. Carus' mit denen Fontanes vergleicht. Er bringt die Tatsache vor, daß Fontane sich in einer ganz anderen gesellschaftlichen Lage befand, denn

er ‚hatte nur wenig gesellschaftliche Verbindungen, und seine Mittellosigkeit beschränkte ihn auch in London und bei seinen kleinen Ausflügen'[12], und sein Leben war deshalb, was ‚er aus eigener Beobachtung beschreiben konnte, ... das Leben der Mittelklasse, und auch dies überwiegend nur nach der öffentlichen, nicht nach der privaten Seite hin'[13]. John S. Andrews resümiert aus der englischen Rezension des ‚New Quarterly Review' von ‚Ein Sommer in London' (1852): ‚His [Fontanes] main fault was that he was not a true (English)gentleman'[14].

Fontane griff also eine Gesellschaft an, die er zwar von außen beobachten, zu der er sich jedoch keinen Eintritt verschaffen konnte, eine Erfahrung, die vom Dichter als schmerzlich empfunden wurde, wie sich mehrmals aus seinen Briefen ergibt. Als sein adliger Freund, Bernhard von Lepel, ihm Empfehlungsbriefe zuschickte, lehnt Fontane die Verwendung solcher Briefe ab, da ihm die Mittel fehlten, sich für derartige Anlässe den notwendigen Frack zu kaufen und schreibt: ‚Das Kostüm der Neger, trotzdem es dem gesellschaftlichen Schwarz entspricht, kann vorläufig noch nicht eingeführt werden und der arme, schuldengequälte schneiderzerfallene Mensch muß nach andren Rettungsmitteln suchen. Es giebt kein andres als freiwillige Exclusion aus der Gesellschaft, als Selbstverbannung'[15], schrieb er an Lepel zurück, und in einem Brief an Emilie vom 2. August 1856 beklagt er seine Armut: ‚... anstatt hier wie ein Gentleman leben zu können (was ich müßte, wenn ich meine Aufgabe in Wahrheit erfüllen wollte), leb' ich wie ein armer deutscher Literat, mit klumpsigen Stiefeln, altmodischen, etwas abgeschabtem Frack und gar keinen oder schmutzigen Handschuhen'[16], was ihm sogar nicht erlaubt, wie er im Brief vom 1. November 1856 schreibt, ‚in die Clubs' zu gehen[17]. Diese ‚Exclusion aus der Gesellschaft', die, wie Fontane zugibt, auch die Ausübung seines Berufes beeinträchtigte, hielt bis spät in seinen letzten Aufenthalt in London an. Am 18. Februar 1858 erfahren wir sogar aus einem Brief Emilies an Henriette von Merckel: ‚... es kommt aber noch mehr dazu was uns einen Umgang mit einigermaßen uns gleichstehenden englischen Familien nicht wünschen läßt. Wir leben hier, nach englischen Ansichten, in ganz ärmlichen Verhältnissen'[18]. Es entsprach also der Wirklichkeit, was Nürnberger über die Lage Fontanes schreibt: ‚Er hatte weder Rang noch gesellschaftliche Stellung'[19]. Trotzdem war es ein Teil seiner Aufgabe als England-Korrespondent, über die englische Gesellschaft zu berichten.

Infolgedessen läßt sich die Frage, inwiefern Fontane selbst als Beobachter ausreichend im Bilde und deshalb fähig war, über die englische Gesellschaft zu berichten, noch dringlicher stellen. Und wenn er tatsächlich nicht im Bilde war, ob dies nicht den Ton seiner Kritik habe beeinflussen können, zumindest bis zu dem Zeitpunkt, wo er einen Engländer gesellschaftlich kennenlernte, der als Mitglied der englischen Gesellschaft gelten konnte.

Wenn wir die englischen Freunde und Bekannten Fontanes in Betracht ziehen, dann können wir Emilies bereits zitierten Brief vom 18. Februar nur zustimmen. Allerdings muß die Freundschaft zu James Morris eine

Sonderstellung in dieser Untersuchung einehmen, denn so eng Fontane mit Morris *geistig* befreundet war, gesellschaftlich blieb Morris merkwürdig kühl[20]. Er gehörte eben nicht zur Gesellschaft, da er zu der Zeit verhältnismäßig arm war.

Vermögend dagegen war der Ingenieur William Whitaker Collins (1817?–1879), der die Berliner Wasserwerke anlegte. Diese Freundschaft scheint aber durch ein Mißverständnis zeitweilig gelitten zu haben[21], und was die Gesellschaftskritik anbelangt, die Meinung Fontanes über die Engländer nicht gerade aufgewertet zu haben[22]. Die übrigen Engländer, die Fontane kannte, waren hauptsächlich Zeitungsleute, und es ist kaum zu glauben, daß sich Fontane dieser Freundschaften auf die Dauer erfreute, noch sich dies wünschen konnte. Wir denken dabei besonders an Mr. Clover, Chefredakteur der ‚Morning Chronicle', den Fontane im Auftrag der preußischen Regierung vergeblich versucht hat, für diese Regierung zu gewinnen.

Bezeichnend aber ist, daß sich unter den Engländern, die Fontane sehr geschätzt hat, der Portier James Morris (1815?–1858) und seine Frau Martha befanden. Das Ehepaar arbeitete bei der Pharmaceutical Society of Great Britain in Boomsbury Square, wo auch ein deutscher Freund Fontanes, Julius Schweitzer, einige Zeit eine Stelle als Bibliothekarsassistent innehatte[23]. Über Mrs. Martha Morris lesen wir, daß sie nicht nur verschiedene Aufträge für Fontane ausführte, z. B. Stoff für Emilie besorgte, sondern Fontane auch bei der Anschaffung einer Wohnung behilflich war, – ja, sogar über die Miete verhandelte![24]. Gerade im Brief vom 1. November 1856 an Emilie schreibt Fontane über seine Exclusion aus der Gesellschaft und die dadurch verursachte Einsamkeit: ‚Früher hatt ich nicht nur den Schweitzer (Julius), sondern auch den Wood und die liebe, gute Portierfamilie (die Morrisis); aber das ist nun alles vorbei, und so schrecklich wenig es war, so fehlt es einem doch, es waren doch – Menschen.'[25].

Für einen Autor, der später im ‚Stechlin' über England schreiben würde: ‚Das Volk ist alles'[26] und der später in seinem bereits zitierten Brief vom 22. Februar 1896 an James Morris den vierten Stand über den Adel so stark loben würde, ist die Bemerkung über ‚die liebe, gute Portierfamilie': ‚es waren doch Menschen' sehr bezeichnend. Denn gerade das Nicht-Menschsein-Wollen war das, was er bei der englischen Gesellschaft zu finden glaubt: ‚... das zum Glücke fehlt – das Menschenherz und seine Liebe'[27]. Damit bringt Fontane einen Gedanken zum Ausdruck, der seine ganzen Werke beherrscht bis hin zum ‚Stechlin', wo Woldemar über die Barbys sagt: ‚... die waren nur Menschen, und daß sie nur *das* sein wollten, das war ihr Glück'[28]. Die Barbys waren, wie von Grumbach im ‚Stechlin' sagte, ‚beinah zwanzig Jahre in England ... und halb englisch'[29]. Aber der Weg Fontanes bis zu dieser Erkenntnis ist lang und schwierig. Vor allem muß Fontane seine Meinung über den Engländer zurücknehmen und eben die andere Seite kennenlernen. Dies allerdings geschah erst während seines letzten und dritten Aufenthaltes in London, also relativ spät, als er die Merington-Familie traf.

Beide Familien wohnten in derselben Straße, St. Augustine Road, im Londoner Stadtbezirk Camden Town, die Meringtons Nr. 27 und die Fontanes Nr. 52. Und am Ende der ersten Woche, Juli 1858, erfahren wir von einem Brief, den Fontane an die Meringtons schrieb, der bald eine Einladung von dieser Familie auslöste. Fontane nahm die Einladung zum Diner auch an, fand die englische Familie recht freundlich und wurde danach zum regelmäßigen Gast bei der Merington-Familie zum Sonnabend-Diner. Außerdem hat die Merington-Familie mit Fontane während der Woche korrespondiert oder Emilie Fontane die Tochter der Familie, Martha, auf einem Spaziergang im botanischen Garten begleitet. Die Freundschaft zwischen Fontane und den Meringtons wurde immer enger, und als Fontane am Anfang des nächsten Jahres, am 15. Januar 1859, England zum letzten Mal verließ, blieb seine Frau, Emilie, bis zu ihrer Abreise am 5. Februar 1859, wie aus den Briefen hervorgeht, bei der Merington-Familie. Danach blieb der älteste Sohn Fontanes, George, in der Obhut Mrs. Meringtons[30]. Überdies nahm Emilie anschließend Martha Merington mit nach Berlin und, wie Herbert Knorr schreibt, war die Anwesenheit Miß Marthas ‚überhaupt das zentrale Familienereignis des Jahres'[31], über die Fontane sich mehrmals lobend ausdrückt. Am 20. September 1859 fragt Fontane seine Mutter in einem Brief: ‚Wie gefällt Dir Miss Martha? Nicht wahr, sie hat ein feines, liebenswürdiges Wesen. Nicht ‚fein' in jenem Salon-Sinne, wo es auf Taille und knixen und feixen ankommt, sondern fein in Herz und Gemüth'[32]. Eigentlich der Typ, den gerade Fontane als Mensch und Gesellschaftskritiker par excellence besonders schätzen würde, nicht ‚fein' im pseudo-gesellschaftlichen Sinne, sondern ‚fein in Herz und Gemüth'. Und fünf Wochen später, am 26. Oktober 1859 — bis dahin ist Miß Martha fast neun Monate zu Gast bei den Fontanes gewesen, wiederholt Fontane seine gute Meinung über die Engländerin gegenüber seiner Mutter: ‚Miß Martha ist still-freundlich wie immer, in nichts eine Last und in vielem eine Hülfe und ein Segen'[33]. Martha Merington muß wirklich etwas Besonderes an sich gehabt haben, denn Fontane war nicht gerade unkritisch den Frauen gegenüber und erst recht nicht den englischen Frauen[34]. Später wurde Martha Merington, wie wir in den Briefen Emilies erfahren, ‚Vorsteherin von verschiedenen Armen-Anstalten und läuft und fährt alle Tage, um die Armen zu besuchen'[35].

Die Merington-Familie scheint überhaupt etwas Besonderes gewesen zu sein, eigentlich ein gesellschaftliches Paradoxon: Richard Whiskin Merington (1807—1874) soll mütterlicherseits von adliger, ja — sogar von königlicher Abstammung gewesen sein[36], und seine Familie hat sich in den Kreisen des höchsten Geistes bewegt[37]. Durch Erbstreitigkeiten aber mußte er, wie sein Vater vor ihm, von Jugend an sein tägliches Brot selbst verdienen und einem alltäglichen Beruf, zuerst im Geschäft seines Vaters als Leinentuchhändler (während dieser Zeit studierte er Fremdsprachen) und anschließend als Angestellter bei der Bank von England[38]. Seine Frau, Margaret, nóe Marguerite, geboren 1802 in Frankreich, war Tochter des zu seiner Zeit schon wohl bekannten, aber vom Establishment etwas siefmütterlich behandelten Fremdsprachenpädagogen, James Hamil-

ton (1769–1829), der u. a. Berater von Napoleon und Bekannter von Lafayette gewesen sein soll und dessen Lehre der Versuch war, Fremdsprachen nicht durch Einpauken von Grammatik und Wortlisten zu lehren, sondern durch eine analytische Interlinearübersetzung und eine das Interesse anregende Besprechung von Texten der betreffenden Sprache. Die Bedeutung dieses Systems, eine Bedeutung, die nicht ohne weiteres von Hamiltons Zeitgenossen anerkannt wurde, war in seiner Modernität und vor allem im Emanzipatorischen der Lehrmethodik zu sehen[39]. Es war der humane Versuch, den Lehrstoff für die Schüler lebendig zu gestalten. Über die damalige, als brutal zu bezeichnende Pädagogik in England hat Charles Dickens in seinen Romanen, vor allem in ‚Oliver Twist' (1837–1839) und ‚David Copperfield' (1849–1850), gebührend berichtet.

Mrs. Merington setzte die Arbeit ihres Vaters fort; sie übersetzte Graf Alfieri Vittorios Drama ‚Merope' bereits 1831 nach dem Hamilton-System und schrieb einige Lehrbücher, die wahrscheinlich wegen der Opposition zu ihrem System seitens des Establishments oder sogar wegen mangelnden Interesses erst von den Töchtern nach ihrem Tode herausgegeben wurden. Aber die Interessen dieser Familie gingen über die Pädagogik hinaus. Wie Fontane selbst schreibt, waren die Meringtons mit der Künstlerfamilie Stone ‚aufs herzlichste befreundet'[40]. Die Stones waren wiederum sehr eng mit Charles Dickens befreundet. Als der alte Frank Stone 1859 starb, bemühte sich Dickens, dem jungen Marcus Stone Aufträge zu vermitteln, bzw. ließ Dickens die Skizzierungen für seine Bücher von ihm herstellen. Wir hätten also Anlaß anzunehmen, daß die Meringtons über die Familie Stone die Bekanntschaft mit dem berühmten Schriftsteller gemacht haben. Bezeichnenderweise scheint im Briefwechsel zwischen Fontane und Emilie, während Emilies erstem Besuch bei den Meringtons, erwogen worden zu sein, daß Emilie einen Besuch bei Dickens machen sollte, als Fontane ihr am 25. Januar 1859 den Rat gibt: ‚Geh nur ja zu Dickens und sieh überhaupt, was sich sehen läßt'[41]. Diesem Rat scheint Emilie auch gefolgt zu sein, da sie in ihrer Antwort an ihren Mann vom 3. Februar 1859, kurz vor ihrer Abreise von London nach Berlin, schreibt: ‚Heute Abend zu Dickens'[42]. Allerdings gibt es weder in diesem noch in anderen Briefen Emilies eine Bestätigung, daß sie tatsächlich hingegangen ist.

Der Bekanntenkreis der Meringtons war damit nicht zu Ende, vielmehr sollen sie mehrere Persönlichkeiten der Londoner Gesellschaft und des Künstlerlebens gekannt haben, obwohl sie nur, wie Fontane, zunächst in ganz bescheidenen Verhältnissen wohnten. Jedoch waren es gerade die bescheidenen Wohnverhältnisse, die es Fontane erleichterten, sich bei den Meringtons vorzustellen. Der fehlende Frack war bei den Meringtons ohne jede Bedeutung. Sie waren selbst arm und scheinen dafür sowieso von Grund aus zu menschlich gewesen zu sein. Als es später den Meringtons finanziell bedeutend besser ging, den Fontanes aber wesentlich schlechter, war Emilie mehrere Wochen bei dieser englischen Familie zu Gast. Im Grunde genommen war es das *Menschliche*, das bei den Mering-

tons maßgebend war, was sicherlich gerade Fontane zu schätzen wußte. Vor allem scheint das Menschliche bei dem alten Merington sehr stark ausgeprägt gewesen zu sein. Man gewinnt den Eindruck, daß Fontane ihm von seinen Sorgen und Schwierigkeiten bezüglich seines Berufes erzählt hat, wenn wir im Brief Mr. Meringtons vom 5. Februar 1859 an Fontane lesen [Merington hatte sich gerade von Emilie an Bord des Schiffes verabschiedet und teilt dies, sowie den Zustand des Wetters für die Überfahrt Fontane mit]: ‚Oben ein glorreicher Himmel ... Eigentlich ein Zustand der Dinge, der vollkommen aus unseren ‚glorreichen Verfassungen' [kommt]. Ein Zustand der Dinge, völlig unbekannt in den gequälten Bereichen der ‚*Neu Preußischen Zeitung*'. (Ich hoffe, das *Ding* ist richtig geschrieben.)' Merington scheint gerne Humor mit Ernst zu mischen, wenn er weiter im selben Brief schreibt: ‚Überdies werden Sie dies und noch viel mehr klarer von unserem freien ‚vierten Stand' (die Presse) sehen, der jetzt Wolkenballen des wahren Wesens von der ‚kollektiven Weisheit' ausstößt.'[43]

Es ist ein Humor, der auf eine heitere, jedoch tiefgreifende, vielleicht Dubslav von Stechlin ähnliche Menschlichkeit zu deuten scheint. Als Emilie zum zweiten Besuch im Londoner Bahnhof Charing Cross ankommt, bittet sie eine junge Französin um Hilfe. Emilie war sehr ermüdet von der langen Reise und sehnte sich nach ihrem Mann. Aber gerade in diesem Moment kam der Zug an ‚und die hohe Gestalt Mr. Meringtons vor mir, gleich darauf seine herzliche Begrüßung, machten dies bange Gefühl schwinden'[44]. Er besorgte das Gepäck, auch das der jungen Dame ... Als wir sie in ein cab setzten, mußte sie uns (sie verstand kein Wort englisch) ihre Adresse zeigen; sie lautete: Cremorn gardens etc. Mr. Merington sagte lachend: ‚So, Mrs. Fontane, you brought us an opera girl!'[45].

Noch später, in einem Brief an Fontane, bedankt sich Merington bei diesem für die Übersendung seines neuesten Buches, das er [Merington] humoristisch als Fontanes ‚offspring' bezeichnete. Fontane verstand das Wort buchstäblich — es bedeutet Baby oder Kind — und dachte, Merington bedanke sich für die kleine Meta Fontane, die Emilie zu den Meringtons mitgenommen hatte[46].

Die Freundschaft, welche die Meringtons Fontane anboten, war aber nicht nur ein Ausdruck ihrer Freundlichkeit und Gastfreundschaft einem Ausländer gegenüber, sondern auch eine Erkenntnis vom Wert und der Bedeutung des Mannes und Dichters Theodor Fontane selbst. Emilie schreibt später in einem Brief vom 4. Mai 1870, sie glaube, ‚M[eringtons] haben zu ihren Freunden von Dir als ‚very renowned in your Country' gesprochen'[47]. Aber diese Verehrung für ihren jungen deutschen Freund ging tiefer; die Meringtons interessierten sich, im Gegensatz zu anderen Engländern, die Fontane getroffen hatte, auch für seine Werke und ließen sie sich von Emilie vorlesen und teilweise übersetzen. Besonders scheint sich die Merington-Tochter, Margreth, für das Kriegsbuch Fontanes interessiert zu haben, da Emilie während ihres zweiten Besuches bei den Meringtons an ihren Mann schreibt: ‚Gestern habe ich mit ihr begonnen, Dein Kriegsbuch zu lesen, das erste Kapitel, sie liest und versteht sehr

gut'[48] oder später: ‚Jeden Vormittag giebt sie mir eine Stunde, dann lese ich meist eine Stunde aus Deinem Buch mit Margreth[49].

Margreth war aber nicht das einzige Mitglied aus der jüngeren Merington-Generation, mit dem die Fontanes ein geistiges Verhältnis genießen konnten. Eines der interessantesten Mitglieder der Familie war der Sohn, der in Indien als Magistrat*) diente und der zur Zeit des zweiten längeren Aufenthaltes von Emilie auf Urlaub war, es handelt sich um Charles Merington (1839—1918). Er soll sich seit dem ersten Besuch Emilies bei den Meringtons am meisten verändert haben, und er scheint gerne Emilie von Indien erzählt zu haben, entweder von dessen Volkskunde oder etwas ironisch vom europäischen Einfluß dort. So erzählte er z. B. Emilie, ‚welchen Eindruck die Missionare in Indien machten; zwei hatte er einmal bei sich zu Tische gehabt, die vier Inder, seine Diener, die die Bedienung gemacht hätten, hätten die Erscheinung von Fürsten gehabt, die sich herabließen, kleine, unbedeutende Wesen zu beglücken; für Dich [schreibt Emilie weiter an ihren Mann] wäre dies Gespräch sehr interessant gewesen'[50].

Besonders reizvoll äußerte er sich über das gesellschaftliche Problem, ob ein Inder, der in englischer Kleidung einen Gerichtssaal betreten wollte, seine Schuhe ausziehen muß, worüber Merington um seine Stellungnahme gebeten wurde: ‚Warum sollen seine Füße [die eines Inders] unter englischem Gesetz, sein Kopf aber unter Eingeborenengesetz stehen?'[51].

Emilie teilte ihrem Mann ferner einen Charakterzug Charles Meringtons mit, der sicher von Fontane besonders geschätzt sein wird: ‚... er steht doch am meisten über dem englischen humbug u. lacht und ridiculed Dinge, die die anderen für sacred [heilig] halten'[52]. Er bespottet z. B. eine Familie, bei der Emilie und die Meringtons zu Gast waren, da sie ‚ihr Glück ... in ‚soap boiling' [Seifensieden] gemacht haben, jetzt sich zurückzogen, um im großen Stil zu leben; der älteste Sohn kocht weiter u. die vier anderen haben auch soviel, um angenehm zu leben. Warum haben wir nicht Seife gekocht? Jetzt ist es zu spät'[53]. Gerade dieser Zug, die Gesellschaft zu ironisieren, ein Zug, den Fontane selbst in seinem Werk so treffend dichterisch zum Ausdruck brachte, deutet auf eine gewisse geistige Verwandtschaft zwischen Fontane und den Meringtons hin. Auf jeden Fall läßt sich Fontane in seinem nächsten Brief ‚dem Magistrate' aus dem Orient von irgendeinem Indus- oder Ganges-Ufer'[54] besonders empfehlen.

Vor allem aber, was das geistige Verhältnis zwischen Fontane und den Meringtons anbelangt, scheint die Erkenntnis, die Mrs. Merington von der dichterischen Natur Fontanes besaß, am bezeichnendsten gewesen zu sein. Dies bestätigt Fontane in einem Brief vom 29. Januar 1878 an Mathilde von Rohr, wo er sich über das Verhältnis zu seinem Leserpublikum auf der einen Seite und anderseits über ‚die praktische Frage,

*) Den Titel ‚Magistrat' führten Richter und zugleich Vertreter der Kolonialverwaltung in einem bestimmten Regierungsbezirk Indiens.

ob ich imstande sein werde, meinen zweiten Roman unter günstigeren Bedingungen, will sagen nach Abschluß besserer Kontrakte, zu schreiben'[55] äußerte. Er unterscheidet zwischen dem ‚äußeren Erfolg' und der ‚Beifallsfrage' und meint, daß, obwohl er dem Publikum mit seinen Werken gefällt, ihm der ‚äußere' – also materielle – ‚Erfolg' stets versagt bleibt. Zu diesem Punkt resigniert er; es ist einfach sein Schicksal. Und dann zitiert er die Worte der alten Mrs. Merington: ‚Sie werden immer zu leben haben, aber immer sehr wenig; Naturen wie die Ihrige bringen es äußerlich zu nichts'[56]. Und Fontane fügt hinzu: ‚Es scheint, daß die alte Frau recht behalten soll'[57]. Erfreulicherweise hatte Mrs. Merington nur teilweise recht, der äußere Erfolg blieb am Ende seines Lebens nicht vollkommen aus. Aber der Grundgedanke von der Aussage der Engländerin – man könnte meinen, der Wahrsagerin – stimmte im Grunde genommen doch oder stimmte für die Mehrzahl der Lebensjahre Fontanes.

Hierin, in der Erkenntnis der *dichterischen* Natur Theodor Fontanes seitens Mrs. Merington, sehen wir einen wichtigen Aspekt der Bedeutung dieser Freundschaft für den Dichter Fontane. Dies zeigt sich im Jahre 1870, als Fontane zu einem entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben kam, nämlich als er sich entschied, seine Stelle bei der konservativen ‚Kreuz-Zeitung' zu kündigen: ‚... man ist eine bloße Sache, man hat den Wert eines Maschinenrades, das man mit Öl schmiert, solange das Ding überhaupt noch zu brauchen ist, und als altes Eisen in die Rumpelkammer wirft, wenn die Radzähne endlich abgebrochen sind', schrieb Fontane ironisch und bitter in einem Brief vom 4. Dezember 1869[58] an seine Frau über die angebliche Geborgenheit dieser Stellung, die Emilie so sehr schätzte. Seine Unzufriedenheit mit der ‚Kreuz-Zeitung' aber lag noch tiefer; in den erstickenden Arbeitsverhältnissen und der geistigen Atmosphäre einer Stellung bei einer konservativen Zeitung konnte er sich seiner Dichtung nicht frei widmen. Er sehnte sich nach geistiger und dichterischer Freiheit, er wollte seinen Weg zum freien Schriftsteller vollziehen. Aber es war der Entschluß eines Mannes im Alter von 51, der für eine Familie mit vier Kindern zu sorgen hat.

Für Fontane war die Zeit, die mit dem Jahr 1870 anfing, ein Jahr der Krise[59]. Sicherlich war dies auch die Meinung Emilies, deren Opposition einmal, da Fontane sich für die Dichtung entschieden hatte, unausweichlich blieb. Nur diese ihre Opposition bleibt dem sofortigen Vollzug dieser Entscheidung im Wege, doch er konnte ihr nicht nachgeben. Darüber schreibt Henriette von Merckel: Sie sei ‚ergriffen von der Macht seines Glaubens an sein Genie'[60]. Es gab für den Dichter kein Zurück. Wie konnte er aber die Opposition seiner Frau am leichtesten überwinden? Sicherlich nicht durch Diskussion mit Emilie an Ort und Stelle zu Hause. Viel besser war, daß Emilie die Gelegenheit bekommt, von der Sache Abstand zu gewinnen, und wo hätte dies besser geschehen können als im Ausland und wenn möglich bei Leuten, besser noch bei einer Familie, die vollkommenes Verständnis für sein Handeln haben würde, bei einer Familie, die seine dichterische Natur am allerbesten verstehen würde. Im welchen Land, nach seinem eigenen, fühlte sich Fontane wie zu

Hause, von welchem Volk fühlte er sich am meisten geistig und dichterisch angeregt als in England; und von welcher Familie wurde er so herzlich aufgenommen, geschätzt und verstanden als bei den Meringtons, bei, wie Fontane später schreibt, ‚unseren geliebten Meringtons'[61]. Die Tatsache, daß gerade von Fontane, der dem Sentimentalen überhaupt nicht zugeneigt war, dieser Ausdruck der Zuneigung gebraucht wurde, deutet auf die Bedeutung seiner Freundschaft mit dieser Familie hin.

Fontane schickte Emilie zu den Meringtons am 20. April 1870[62], schrieb am gleichen Nachmittag seinen Demissions-Brief, berichtet aber seiner Frau erst drei Wochen später am 11. Mai darüber. Wie er meinte, wußte Emilie davon: ‚Du weißt, daß ich längst entschlossen war, in dieser Weise zu handeln'[63]. Gerade dies streitet aber Emilie in ihrem Antwort- und Klagebrief vom 14. Mai entschieden ab: ‚Du scheinst ebensowenig zu fühlen, wie beschämend es für mich [ist], daß Du einen so entscheidenden Schritt für unser Leben gethan hast, ohne Dir die Mühe zu nehmen, mit mir darüber zu berathschlagen, ...aber dieses neue Erlebnis läßt mich wieder recht schmerzlich fühlen, daß Du liebst, allein zu entscheiden und doch müssen wir zusammen handeln...'[64].

Emilie litt sehr darunter, hatte ‚schon 3 Nächte nicht ordentlich geschlafen'[65], sah aber trotzdem ein: ‚Es gilt nun, meine Pflicht zu thun und Dir mit Freudigkeit beizustehen, zu helfen'[66].

Der allgemeine Ton von Emilies Brief, tapfer, aber doch klagend, gab Fontane Anlaß, in seinem nächsten Brief an Emilie zu schreiben: ‚Du hast bisher *nichts* dadurch erreicht als das *eine*, mir in kritischen Momenten das Schwere meiner Aufgabe noch schwerer gemacht zu haben'[67]. Damit scheinen die Meinungsverschiedenheiten der Ehepartner auf dem Höhepunkt angelangt zu sein, gerade zu einer Zeit, als Fontane die Unterstützung und Hilfe seiner Frau am dringendsten und am nötigsten gebraucht hätte.

Am 20. Mai beantwortet Fontane Emilies Bemerkung, sie hätte es als ‚eine Pflicht und ein Vergnügen' angesehen, zu Pfingsten nach Hause zu kommen, wenn ihr Sohn George gekommen wäre, ziemlich kühl und sarkastisch zugleich: ‚Dies [Emilies Bemerkung] ist in seiner Art klassisch. Was die Pflicht angeht, so kann ich mir noch recht was dabei denken; aber bei dem Vergnügen desto mehr. Mir liegen die Vergnügungen, die diese Besuche begleiteten, noch in den Gliedern'[68]. Auf Emilies Wunsch aber, noch länger bei den Meringtons bleiben zu dürfen, geht Fontane noch im selben Brief ein: ‚Ich gönn' es Dir von Herzen. Bleibe so lange Du kannst und willst; es mag für uns beide so am besten sein. Du hast ein paar glückliche Wochen mehr, und am Ende ich auch. Denn was soll ein Zusammensein mit solchen Gefühlen. Es würde doch nur drei Tage erträglich sein oder das kaum'[69]. Die Beziehung zwischen beiden Ehepartnern scheint am Tiefpunkt angekommen zu sein. Wie lange würde sie so bleiben?

Nicht lange, bereits am 19. Mai, also fünf Tage nach ihrem klagenden Brief vom 14. Mai, schrieb Emilie an ihren Mann von einer gemeinsamen Fahrt mit den Meringtons: ‚Unsere Fahrt gestern war entzückend u. die

Großartigkeit alles dessen was ich sah, drang auch in mein kleines Herz und Sorge u. Bangigkeit verschwanden und machten der Bewunderung, der Freude, Platz'[70]. Aber ein gewisses Pathos bleibt erhalten; Emilie schreibt weiter: ‚Wir fuhren erst mit der unterirdischen Eisenbahn, – da lagen Deine Worte noch schwer wie Blei in meinem Geist u. auf meinen Augen, aber sobald ich auf dem Wasser war, konnte ich wieder frei atmen. Der Anblick von Westminster erfüllt mich immer wieder mit einem körperlichen Wohlbefinden'[71]. Dies war der beste Trost, den Fontane hätte erwarten können: ‚Endlich ein Brief, der eine andre Stimmung zeigt und der mich sehr glücklich gemacht hat'[72], antwortete Fontane seiner Frau am 28. Mai. Die Krise zwischen den beiden war fast vorbei. Fontane konnte den ersten Schritt seines Überganges zu einem freieren Leben mit der Bedeutung, die dies für seine Dichtung haben würde, mit neuem Mut vollziehen. Die Unterstützung seiner Frau hatte er nun wieder.

Aber, daß er sie wieder hat, ist scheinbar zum größten Teil dem Beistand, den die Meringtons Emilie gaben, zu verdanken. Sie ermöglichten ihr, Abstand von ihren Sorgen zu gewinnen, und vielleicht half auch besonders Mrs. Merington durch ihr Verständnis der künstlerischen Natur Fontanes Emilie, sich über den Schock hinwegzusetzen. Hermann Fricke hat mit Recht in dieser Angelegenheit von der ‚Einschaltung der M[eringtons] zur liberation Fontanes'[73] gesprochen.

Damit glauben wir die direkte Bedeutung der Freundschaft von Fontane mit der Merington-Familie für den Dichter gezeigt zu haben. Die Meringtons sind aber als Familie auch interessant wegen ihrer Beziehungen zur *Sozialreform*. Von den neuen und emanzipatorischen Eigenschaften der von Mrs. Merington verbreiteten Unterrichtsmethode ihres Vaters und von den Wohltätigkeiten Martha Meringtons haben wir bereits gesprochen. Hinzu kommt die Tatsache, daß eine andere Merington-Tochter, Emily, zu der sich die kleine Meta Fontane schon damals so hingezogen fühlte[74], sich sehr für die Emanzipation der Frauen (Frauenrechte) eingesetzt haben soll.

Emilie Fontane selbst erzählt in einem Brief vom 27. April 1870 über eine Diskussion an einem Gesellschaftsabend bei den Meringtons über Frauenemanzipation bzw. über das Stimmrecht für Frauen, eine Idee, für die sich weder Emilie noch Theodor Fontane noch einer der Merington-Söhne recht begeistern konnten. Nur waren oft die Frauen, die bereit waren, um ihre politischen Rechte zu kämpfen[75], gerade diejenigen, die sich für die Sozialreform interessierten. Wenigstens ist dies in England der Fall, wie z. B. bei Florence Nightingale (1820–1910), sowie bei vielen anderen. In der Merington-Familie scheinen die Frauen ebenfalls gegenüber verschiedenen Aspekten der Sozialreform aufgeschlossen gewesen zu sein, was wiederum auf ihre grundsätzliche Menschlichkeit hinzuweisen scheint. Denn um die Menschlichkeit dieser Familie scheint es sich immer zu handeln, besonders gegenüber den Fontanes.

Es ist aber eine Menschlichkeit, die auf Gegensätzen beruht; eine Familie, die zwischen dem Alten und dem Neuen steht, verarmter Adel, der fähig

war, sein eigenes Brot ehrlich zu verdienen und ohne Privilegien – Richard Whiskin Merington hat weder Public School[76] noch Universität besucht – sich wieder einigermaßen hochgearbeitet hat. Gleichzeitig war es trotz alledem eine Familie, die zur Gesellschaft gehörte, aber auch der Kunst und der Sozialreform aufgeschlossen war und dessen Mitglieder buchstäblich für die Armen arbeiteten, sei es, um die herkömmliche Unterrichtsmethodik zu verbessern und zu vermenschlichen oder Armenanstalten zu leiten. Anderseits haben wir im Sohn der Meringtons, Charles, ein Magistrat im Dienste seiner Königin in Indien, der sich nicht scheute, verschiedene Aspekte der englischen Präsenz zu bespotten, als auch den Bourgeois in seinem eigenen Lande zu satirisieren, den ‚englischen Humbug' ins Lächerliche zu ziehen. Über allem herrscht eine Atmosphäre der Menschlichkeit, des bloß Menschlichsein-Wollens, das aber keine Vollkommenheit aufzuweisen vermag.

Die Meringtons waren aber auch manchmal unrealistisch, z. B. als sie den Plan Fontanes, Pensionäre aufzunehmen, weder begreifen noch zunächst unterstützen wollten; sie fanden die Angelegenheit sogar peinlich. So bedenklich wir das vielleicht heute finden würden, war das Resultat typisch meringtonisch. Sie halfen Emilie trotzdem bei ihren Erkundigungen nach möglichen Pensionären, und als dies vergebens auszugehen drohte, schickten sie ihre eigene Tochter Martha zu den Fontanes! Sicherlich war dies die beste Lösung dieses Problems, eine Lösung, die die Freundschaft zwischen den beiden Familien noch enger werden ließ und wiederum auf die Menschlichkeit der Gegensätze bei der Merington-Familie verweist.

Hier beobachten wir eine Menschlichkeit bei den Meringtons, die als Familien-Strukturmerkmal in sehr enger Verwandtschaft zur Menschlichkeit zu stehen scheint, die Fontane in seinem Werk entweder durch das Nicht-Vorhandensein, wie z. B. in der Kessiner Welt von ‚Effi Briest' oder durch das Vorhandensein in den Gesellschaftswelten der Familie Barby oder Dubslavs in ‚Der Stechlin', zum Thema macht. Wichtiger aber scheint uns die Tatsache, daß die Meringtons mit ihrer Menschlichkeit Fontane ein positives Bild Englands bzw. einer Familie aus der englischen Gesellschaft vermittelt haben. Sie zeigten ihm, daß wenigstens bei ihnen die Anschuldigungen von Mammonismus, Dünkel und Scheinheiligkeit, die Fontane der englischen Gesellschaft vorgeworfen hat, nicht zutrafen. Und – um dieses nochmals zu wiederholen – sie waren Mitglieder derselben Gesellschaftsschicht.

Ob allerdings dabei die Meringtons in ihrer Menschlichkeit als stellvertretend für die ganze englische Gesellschaft gelten können, ist eine andere Frage. Sicher ist aber, daß sie als stellvertretend für die Mitglieder dieser Gesellschaftsschicht gelten können, die der Sozialreform dienten, mitunter indem sie manchmal selber in Opposition zur selben Gesellschaft standen. Nun kehren wir zurück zu unserer Einleitungsfrage: wie ist Fontanes Gesinnungswandel gegenüber England zu erklären? Wir haben festgestellt, daß die vehemente Kritik, die Fontane gegen die englische Gesellschaft schrieb, manchmal aus Übersetzungen der Times bestand

und vor allem, daß Fontane tatsächlich niemanden aus der englischen Gesellschaft – einige unerfreuliche Ausnahmen ausgenommen – gut kannte; wir haben auch erkannt, daß dieser Zustand bis zur Hälfte seines letzten Jahres in England dauerte, bis er die Merington-Familie traf, von ihr bewirtet und zehn Jahre später, zu einem Wendepunkt in seiner beruflichen und dichterischen Entwicklung wesentlich unterstützt wurde. Die Meringtons waren die Personifikation der Menschlichkeit und konnten dadurch für Fontane manchmal als Mikrokosmos der englischen Gesellschaft gedient haben. Interessanterweise folgt gerade im bereits teils zitierten Brief vom 29. Januar 1878 an Mathilde von Rohr, in dem sich Fontane an den Spruch der alten Mrs. Merington erinnert, kurz danach eine Lobrede über die Engländer im Vergleich zu den Deutschen: ‚An Gaben des Geistes sind wir ihnen ebenbürtig, an Allgemeinheit und Vielseitigkeit des Wissens übertreffen wir sie, aber an schöner, edler Gesinnung, an allem, was die Engländer ‚Gentlemenschaft' nennen, stehen wir weit hinter ihnen zurück'[77]. Es folgt ein Vergleich zwischen deutschen und englischem Adel zugunsten des englischen, der im Kapitel ‚Die regierenden Klassen' im Romanfragment ‚Allerlei Glück' fast wörtlich vorkommt: ‚Wenn ich Umschau halte, so begegne ich in der Oberschicht unseres Volkes, unter Adel, Beamten, Honoratioren, Künstlern und Gelehrten einer nur mäßigen Anständigkeit. Sie sind eng, geizig, neidisch, rechthaberisch, ohne Sinn für Form und Billigkeit, wollen nehmen und nicht geben, huldigen der Scheinehre als der wirklichen und entbehren in einem unglaublichem Grade der Hochherzigkeit, des Edelmuts und der Gabe zu verzeihn und Opfer zu bringen. Sie sind selbstsüchtig, hart, unliebenswürdig'[78]. Jetzt scheint Fontane bereit zu sein, die von ihm vorher angegriffene Scheinheiligkeit der Engländer zu verzeihen: ‚... die Engländer haben das Gefühl von dem, was sich ziemt, was anständig ist, in einem wundervollen Grade ausgebildet. Natürlich läuft Heuchelei (cant) hohles, erbärmliches Wesen mit drunter, aber es bedeutet schon etwas, daß jeder wenigstens begierig ist, anständig zu *scheinen*'[79]. Zum Schluß will Fontane sich bei Mathilde von Rohr für die Länge seiner ‚Abhandlung, in die ich hineingeraten bin, ich weiß nicht wie'[80] entschuldigen. Könnte der Grund für diesen Passus doch nicht der sein, daß ihm die Erinnerung an die alte Mrs. Merington das Positive an ihren Landsleuten hervorgerufen hat?

Wir können nicht beweisen, daß Fontanes Gesinnungswandel gegenüber England auf seine Freundschaft mit der Merington-Familie zurückzuführen ist. Jedoch bleibt die bestechende Menschlichkeit dieser Familie zweifellos symptomatisch dafür.

‚Naturen wie die Ihrige bringen es äußerlich zu nichts' sagte die alte Mrs. Merington zu dem jungen Fontane damals, ein Spruch, an den der Dichter sich nach zwanzig Jahren noch erinnerte. Nur ging der Spruch in Wirklichkeit für Mrs. Merington selbst in Erfüllung. Am 12. November 1874 starb ihr Mann im Alter von 67 Jahren und hinterließ seiner Witwe Aktien, deren Wert plötzlich durch ein Kriegsgerücht erheblich vermindert wurde. Mrs. Merington, nun selbst über siebzig, mußte ihren alten Beruf als Lehrerin wieder aufnehmen. Sie lehrte interessanterweise mit

ihrer Tochter Margaret auf einer Schule in Berlin fünf Winter lang und gab während des Sommers Privatunterricht in England. Während ihrer Berliner Zeit wurde sie von den Bredows und von den Fontanes eingeladen, nahm die Einladungen aber nicht an. Am 18. März 1877, im Alter von 75 Jahren, starb sie im Badeort Brighton an Lungenkrebs. Sie wurde am 22. März an der Seite ihres Mannes im Kirchhof St. Andrews, Hove, beigesetzt, wo der Grabstein noch zu sehen ist. Sie starb ohne Testament; sie hat es ‚äußerlich' zu nichts gebracht.

‚Spekulationen, Rennen und die Jagd nach Geld, Hochmut, wenn es erjagt ist, und Verehrung vor dem, der es erjagt hat, der ganze Kultus des goldnen Kalbes ist die große Krankheit des englischen Volkes'[81] schrieb Fontane damals über ein Volk, das er nur oberflächlich kannte. Später hat der Dichter sich eine andere Meinung gebildet, eine Meinung, die die alten Spannungen nicht vollkommen auflöst[82], jedoch deren Ton freundlicher, gerechter und vor allem sich auf Erfahrung, auf eine enge Freundschaft mit einer englischen Familie stützen konnte. Die Meringtons waren nicht nur Theodor Fontanes Freunde in der Not, sie waren vielleicht auch ein Teil seines Gesinnungswandels gegenüber England.

Anmerkungen

1 Nürnberger, Helmuth: Der frühe Fontane 1840 bis 1860. Politik Poesie Geschichte. Mit bisher unveröffentlichten Texten. Hamburg 1967. S. 190.
2 Fontane, Theodor. „Aus England und Schottland". Unter Mitwirkung von Kurt Schreinert Hrg. Charlotte Jolles. München 1963. S. 173.
3 Ebda. S. 174.
4 Ebda. S. 176.
5 Fontane, Theodor: „L'Adultera". In: Sämtliche Werke. Hrg. von Walter Keitel. München 1962. Bd. 2. S. 105.
6 Müller-Seidel, W.: „Besitz und Bildung". Über Fontanes Roman „Frau Jenny Treibel". Für Einblick in diesen noch ungedruckten Vortrag sind wir dem Verfasser Dank verpflichtet.
7 Jolles, Charlotte: „Und an der Themse wächst man sich anders aus als am ‚Stechlin'.". In: „Fontane Blätter". Bd. 1. Heft 5. S. 189.
8 „Aus England und Schottland". S. 606
9 Barlow, Derek: Fontane's English Journeys. In: German Life and Letters. Vol. 6. Nr. 3. 1953. S. 174.
10 Ebda.
11 Nürnberger. S. 188.
12 Ebda. S. 184.
13 Ebda. S. 185.
14 Andrews, John S.: The Reception of Fontane in Nineteenth-Century Britain. In: The Modern Language Review. Vol. 52. 1957. S. 403.
15 Theodor Fontane und Bernhard von Lepel. Ein Freundschaftsbriefwechsel. 2 Bde. Hrsg. von Julius Petersen. München 1940. Bd. 2. S. 163.
16 Br. Familie 1. S. 65.
17 Fontane Br. 1. S. 192.
18 Zitiert Nürnberger. S. 228.
19 Nürnberger. S. 227.
20 Fontanes Br. 1. S. 192. Brief an Emilie vom 1. November 1856.
21 Vgl. Knoor, Herbert: Theodor Fontane und England. 2 Bde. Diss. (Masch.) Göt-

tingen 1961. Bd. 1. S. 17.

22 Vgl. Br. Familie. Bd. 1. S. 89/90. Brief vom 10. März 1857 an Emilie, der nicht von Knoor erwähnt wird.

23 Für Auskunft über Julius Schweitzer sind wir Frau Dr. Charlotte Jolles, Miss D. Jones der Pharmaceutical Society of Great Britain und Leslie Matthews Esq., zu größtem Dank verpflichtet. Julius Schweitzer scheint der Neffe des Brightoner Hermann Schweitzer zu sein, den Fontane 1852 besuchte.

24 Vgl. Fontanes Br. 1. S. 179. Brief vom 2. August 1859, sowie ungedruckter Brief vom 11. Januar 1856: „Heut hab' ich Mrs. Morris (die Portierfrau in dem Haus, wo Schweitzer wohnt) ausgeschickt, um 3 dieser Quartiere zu bereisen." Über die Frage der Miete, vgl. ungedruckter Brief im Fontane-Archiv vom 14. Januar 1856.

25 Fontanes Br. 1. S. 192.

26 Fontane, Theodor: „Der Stechlin". In: Sämtliche Werke. Hrsg. von Walter Keitel. München 1965. Bd. V. S. 210. Vgl. Reuter, Hans-Heinrich: Fontane. München 1969. S. 139, wo Reuter auf eine wichtige Anregung des Londoner Freundes, des deutschen Redakteurs und Journalisten Julius Faucher (1820–1878), eingeht.

27 „Aus England und Schottland", S. 155.

28 „Stechlin", S. 247.

29 Ebda. S. 209. Vgl. auch S. 124. Barbys Meinung über England.

30 In einem ungedruckten Brief vom 1. Februar 1859 an Emilie gibt es die folgende reizvolle Mahnung des Vaters an Emilie: „Wenn mein lieber kleiner George bei Mrs. Merington bleibt, so equipir ihn nur noch vorher, damit wir uns nicht blamiren, kauf' ihm auch Zahnbürsten, ermahn' ihn zur Reinlichkeit und halt' ihm eine Standrede comme il faut." Brief aufbewahrt im Fontane-Archiv.

31 Knoor. ebda. S. 18.

32 Fontane, Theodor: Briefe 1. „Briefe an den Vater, die Mutter, und die Frau". Hrg. Kurt Schreinert. Zu Ende geführt und mit einem Nachwort versehen, von Charlotte Jolles, Berlin 1968. S. 51.

33 Ebda. S. 52.

34 Vgl. Fontanes Brief vom 12. Oktober 1855 an Emilie über die Schwester eines Admirals, die Fontane „schändlich ärgerte", da er beim Frühstück unrasiert erschien (Br. Familie 1. S. 42/43).

35 Ungedruckter Teil eines Briefes vom 27. April 1870, aufbewahrt im Fontane-Archiv. Martha nahm dementsprechend teil an verschiedenen Verwaltungssitzungen, die ein Bruder Marthas zu einem anderen als Sitzungen bezeichnet, „wo eigenwillige Frauen sich versammeln um zu sehen, wer den größten Unsinn in der kürzesten Zeit reden kann." (Briefzitat mitgeteilt von Mrs. Charles H. Mueller).

36 Richard Whiskin Meringtons Mutter, Martha, war die Enkelin, Anne Lindsay, Countess of Keltie, die vom Prinzen Charles Edward Stuart (im Volksmund genannt: „Bonnie Prince Charlie") eine Tochter, Anne, gehabt haben soll. Für diese Auskunft, die wir leider nicht bestätigen konnten, sind wir der Urenkelin Richard Whiskin Meringtons, Mrs. Charles Mueller, die jetzt in den USA seßhaft ist, zum größten Dank verpflichtet. Es kann auch sein, daß statt Prinz Charles Edward Stuart, sein Vater, James Francis Edward Stuart von der Merington-Familie gemeint sein könnte. Für diesen Vorschlag und für unermüdliche Hilfe bei dieser besonders schwierigen Frage, sind wir Miss Elaine Baird, Leiterin der Nachschlagebibliothek Brighton, außerordentlich dankbar.

37 Richard Whiskin Meringtons Mutter soll vor ihrer Ehe mit Meringtons Vater, Richard, mit Dr. John Whitehead (1740?–1804) verheiratet gewesen sein. Whitehead war Arzt, Freund und Biograph vom Gründer der christlichen Methodisten-Bewegung, John Wesley (1703–1791).

38 Richard Whiskin Merington arbeitete bei der Bank von England von 27. Juli 1826 bis 11. Februar 1872. Er wurde zum Schluß Stellvertreter des Leiters vom Diskontbüro, eine bedeutende Stelle. Für diese und andere Auskünfte über die Karriere Meringtons sind wir P. A. S. Taylor, Esq., Sekretär der Bank von England, zu ergebenstem Dank verpflichtet.

39 Sogar Fontane selbst war bereit, einen Aufsatz über dieses Lehrsystem für Mrs. Merington zu schreiben „aber in einem Fachblatt; in einer Zeitung verkrümelt es sich." (Fontanes Br. Bd. 1. S. 351. Brief vom 25. April 1870).

40 Fontanes Br. 2. S. 434. Brief vom 5. Februar 1898.

41 Fontanes Br. 1. S. 265.

42 Ungedruckter Brief vom 3. Februar 1859, aufbewahrt im Fontane-Archiv.

43 Ungedruckter Brief, der einzige Meringtons, den wir besitzen, aufbewahrt im Fontane-Archiv. Der Inhalt wurde übersetzt wiedergegeben.

44 Zitiert Fricke, Hermann: Emilie Fontane. Mit unveröffentlichten Gedichten und Briefen von Theodor und Emilie Fontane. Berlin 1937. S. 78.

45 Ungedruckter Teil desselben Briefs, aufbewahrt im Fontane-Archiv.

46 Ungedruckter Brief vom 13. Mai 1870, aufbewahrt im Fontane-Archiv.

47 Ungedruckter Teil eines Briefs vom 4. Mai 1870, aufbewahrt im Fontane-Archiv.

48 Brief vom 27. April 1870 zitiert Fricke, S. 79

49 Ungedruckter Teil eines Briefs vom 2. Juni 1870, aufbewahrt im Fontane-Archiv. („Der Schleswig-Holsteinische Krieg im Jahre 1864." Berlin 1866.)

50 Ungedruckter Teil eines Briefs vom 4. Mai 1870, aufbewahrt im Fontane-Archiv.

51 Zitiert Gaya Old Records. Hrg. von P. C. Roy Chaudhury. Bihar, Patna, Indien. 1968. S. 121. Charles Edward Crawford Merington diente als Mitglied der indischen Kolonialverwaltung (Indian Civil Service) in Bengal von November 1863 bis Anfang 1870. Zwischen 1867 und 1870 wurde er Amtierender Magistrat (Officiating Joint Magistrate) in Gaya. Für Auskunft über Charles Merington sind wir Miss Maureen Travis, Bibliotharsassentin India House London, und Ian A. Baxter, Esq., India Office Records, London, die mit ihrer Hilfe unermüdlich waren, zu allergrößtem Dank verpflichtet.

52 Ungedruckter Teil eines Briefs vom 27. April 1870, aufbewahrt im Fontane-Archiv.

53 Ungedruckter Teil eines Briefs vom 9. bzw. 12. Mai 1870, aufbewahrt im Fontane-Archiv.

54 Fontanes Br. 1. S. 351. Brief vom 25. April 1870.

55 Fontanes Br. 1. S. 444.

56 Ebda.

57 Ebda.

58 Fontanes Br. 1. S. 341.

59 Vgl. die hervorragende Darstellung dieser Zeit in: Reuter, Hans-Heinrich: Fontane. München 1969. Kapitel 12 – besonders S. 420–424.

60 Merckel, Henriette von: Aufzeichnungen der Henriette von Merckel über die Familie Fontane 1865–1888. Nach dem handschriftl. Manuskript Henriette v. Merckels, geb. v. Mühler. Anlage 2. In: Theodor Fontane Handschriften. Bestandsverzeichnis, Teil 1, 1. Bearbeitet von Joachim Schobeß. Potsdam 1962, S. 194/5.

61 Fontanes Br. 1. S. 351. Brief vom 25. April 1870.

62 Der andere Zweck dieser Reise war, wie er in einem Brief vom 15. April 1870 an Mathilde von Rohr schrieb: „eine Engländerin von bescheidenen Ansprüchen ausfindig zu machen" (Fontanes Br. 1. S. 346), um ihre Verhältnisse mit dem Aufmachen eines Pensionats zu verbessern. Er wollte auch seiner kleinen Tochter Martha die Gelegenheit geben, die englische Sprache zu erlernen.

63 Fontanes Br. 1. S. 353.

64 Zitiert Fricke S. 80. Brief vom 9. bzw. 14. Mai 1870.
65 Ebda. S. 81. Brief vom 14. Mai 1870, aufbewahrt im Fontane-Archiv.
66 Zitiert Fricke. S. 80. Brief vom 14. Mai 1870.
67 Br. Familie 1. S. 195. Brief vom 16. Mai 1870.
68 Br. Familie 1. S. 195.
69 Br. Familie 1. S. 195/6.
70 Zitiert Fricke. S. 81.
71 Ungedruckter Teil desselben Briefs vom 19. Mai 1870, aufbewahrt im Fontane-Archiv.
72 Fontanes Br. 1. S. 358.
73 Brief von Herrn Dr. Hermann Fricke an den Verfasser vom 6. August 1969. Herrn Dr. Fricke möchten wir unseren herzlichsten Dank für seine Hilfe und Geduld aussprechen.
74 „Meta ist immer mit Emily u. nennt sie schon Mutterchen", schreibt Emilie in einem teils ungedruckten Brief vom 27. April 1870. Auch im Brief Charles Meringtons vom 25. Januar 1898 an den Rechtsanwalt Emily Meringtons geschrieben, geht Charles auf die Menschlichkeit seiner Schwester ein, die zwar ein Testament, aber, wie er meint, kein Geld hinterlassen hat: „da sie ihr ganzes Leben lang ihr kleines Vermögen anderen zur Verfügung stellte, denen es schlechter ging als ihr selbst, glaube ich kaum, daß irgendetwas übrig geblieben ist." [Übersetzung].
75 Für eine knappe Schilderung der Frauenrechtsbewegung, siehe Thompson. David: England in the Nineteenth Century. The Pelican History of England: 8. Harmonsworthy, 1967. S. 187/188.
76 Eine Public School ist ein Internat.
77 Fontanes Br. 1. S. 444.
78 Ebda. S. 445.
79 Ebda.
80 Ebda.
81 „Aus England und Schottland". S. 77.
82 Z. B. die Bemerkung Lorenzens über England in „Stechlin": „Sie sind drüben schrecklich runtergekommen, weil der Kult vor dem Goldenen Kalbe beständig wächst; lauter Jobber und die vornehme Welt obenan. Und dabei so heuchlerisch; sie sagen „Christus und meinen Kattun." („Stechlin". Ebda. S. 224.). Jedoch, wie Charlotte Jolles treffend schreibt: „haben diese Worte im thematischen Zusammenhang des Stechlin-Romans wenig Bedeutung". (Jolles. Ebda. Amn 7. S. 177).

Erklärungen der Abkürzungen:

Br. Familie = Zweite Serie, Band 6 und 7: Briefe an seine Familie. Hg. von K. E. O. Fritsch, Berlin 1905.
Fontanes Br. = Fontanes Briefe in zwei Bänden. Hg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der Klassischen Deutschen Literatur in Weimar. Ausgewählt und erläutert von Gotthard Erler 1968.

Die ungedruckten Briefe, die sich im Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, Potsdam, befinden, wurden dem Verfasser zur Verfügung gestellt. Der Verfasser ist für diese Freundlichkeit sowie für die nie versagende Unterstützung dem Leiter des Archivs, Herrn Joachim Schobeß, sehr dankbar.

Die Ereignisse im „Roten Luch" 1945 bis 1946 und der Wiederaufbau des Theodor-Fontane-Archivs

Ein abschließender Bericht

„Manches Herrliche der Welt ist in Krieg und Streit zerronnen,
wer beschützet und erhält, hat das schönste Los gewonnen."

Diese Worte Goethes wollen wir als Leitmotiv unserem Bericht über die unersetzlichen Handschriftenverluste des Fontane-Archivs 1945 bis 1946 und den Wiederaufbau zur umfassendsten Nachlaßsammlung Theodor Fontanes und anerkannten internationalen Forschungsstätte voranstellen, in der seit 1958 Germanisten aus der Deutschen Demokratischen Republik, aus der Bundesrepublik Deutschland, aus der Sowjetunion, aus den Volksrepubliken Bulgarien, Polen, Ungarn, ferner aus Australien, Belgien, England, Frankreich, Kanada, Neu-Seeland, der Schweiz und den Vereinigten Staaten von Nordamerika arbeiteten. Das Gästebuch des Fontane-Archivs ist ein Spiegelbild der weltweiten Beschäftigung mit dem Werk des Humanisten Theodor Fontane.

Es ist in Fachkreisen und darüber hinaus bekannt, daß die Konzentrierung des Handschriften- und Literaturbestandes im Theodor-Fontane-Archiv in den Jahren 1947 bis 1970 in erster Linie durch die Förderung der Regierung der DDR (Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen) und durch eine vorbildliche Zusammenarbeit der Deutschen Staatsbibliothek, Berlin, der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität, Berlin, der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek (seit 1969 Wissenschaftliche Allgemeinbibliothek), Potsdam, und des Rates des Bezirkes Potsdam möglich war. Nicht bekannt ist jedoch die Tatsache, daß Frau Luise Röbel aus Neuenhagen bei Berlin, 1945 auf dem Provinzgut „Rotes Luch" bei Müncheberg in der Mark tätig, durch verantwortungsvolles Handeln wertvolle Handschriftenbestände rettete und somit die Voraussetzungen für den Wiederaufbau des Fontane-Archivs zum Zentrum der Fontaneforschung geschaffen hat.

Mit der Geschichte des Fontane-Archivs, speziell auch mit den Handschriftenverlusten, beschäftigen sich zwei Arbeiten:

1. Fricke, Hermann: Das Theodor-Fontane-Archiv. Einst und jetzt. In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. 15 (1964), S. 165–181.
2. Schobeß, Joachim: Der Nachlaß Theodor Fontanes 1898–1965. Dreißig Jahre Theodor-Fontane-Archiv in öffentlicher Hand. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen. 79 (1965), S. 729–745.

In diesen Arbeiten wurde u. a. auch die Verlagerung der Handschriftenbestände in das Arbeiterwandererheim „Rotes Luch" der damaligen Provinzialverwaltung Brandenburg und die spätere Rückführung vermerkt, jedoch blieben verständlicherweise viele Fakten unaufgeklärt.

Als am 30. Januar 1967 eine Sendung des Berliner Rundfunks über die Geschichte und die gegenwärtige Wirksamkeit des Fontane-Archivs ausgestrahlt wurde, meldete sich in Potsdam Frau Luise Röbel aus Neuenhagen bei Berlin und teilte mit, daß sie 1945 mit Genehmigung des

sowjetischen Kommandanten des Provinzialgutes „Rotes Luch“ bei Müncheberg (Mark) Fontane-Handschriften geborgen hatte. Diese Tatsache war bisher im Fontane-Archiv unbekannt.
Auf Anordnung des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen wurde daraufhin ein „Arbeitskreis zur Erforschung der Geschichte des Fontane-Archivs von 1943 bis 1948“ gebildet, der unter der Leitung von Dr. Heino Brandes stand und dem auch Frau Luise Röbel angehörte. Im Arbeitsprogramm des Arbeitskreises war auch die Befragung ehemaliger Mitarbeiter des Fontane-Archivs vorgesehen, die bereitwillig Auskunft gaben. Daraus ergibt sich bis 1945 folgendes Bild: Das Archiv war bis 1943 in Panzerschränken im Kellergang des Hauses der Kulturabteilung in der „Alten Zauche“ in Potsdam untergebracht. Die Handschriften, die schon vorher einmal in ein Salzbergwerk im Harz gebracht werden sollten, sind dann in das „Rote Luch“ ausgelagert worden, während die Abschriften in Potsdam verblieben. In seinem Bericht „Das Theodor-Fontane-Archiv. Einst und jetzt“ schreibt Fricke: „Trotz dringenden Abratens durch den Verfasser wurde das Archiv zu einer Zeit, da z. B. das Staatsarchiv seine Bestände aus dem unsicher gewordenen Bergungsraum im Osten zurückholte, von sachunkundiger Hand in schnell und systemlos gefüllten Kisten in das Brandenburgische Arbeiterwandererheim ‚Rotes Luch‘ bei Müncheberg verlagert.“
Frau Luise Röbel gab vor dem Arbeitskreis folgenden Bericht, der zu Protokoll genommen wurde und aus dem wir auszugsweise berichten: „Eines Tages, Anfang Juni 1945 mag es gewesen sein, ging ich über den Vorplatz des Gutes ‚Rotes Luch‘ und sah, daß man dabei war, einen kellerartigen Raum aufzuräumen ... Mir fiel auf, daß eine Frau aus den aufgeladenen Sachen etwas herausholte und sich um den Kopf band. Ich ... stellte zu meinem größten Erstaunen fest, daß es eine Kranzschleife war mit der Aufschrift ‚Unserem Theodor Fontane ...‘ Nach längerem Hin und Her gab sie mir die Kranzschleife im Tausch gegen mein Kopftuch zurück. [Ich] entdeckte unter Zeitungsbündeln und politischen Schriften auch handschriftliche Manuskripte, die ich an mich nahm. Mir war klar, daß das nicht die einzigen sein konnten und versuchte in dem Raum ... nach weiteren Schriftstücken zu suchen. Man verstand aber mein Bemühen falsch ... und ließ mich an die Sachen nicht heran. Man alarmierte den Kommandanten der sowjetischen Einheit, und er stellte mich zur Rede ... Mit Hilfe einer dolmetschenden Flüchtlingsfrau gelang es mir, ihm klar zu machen, daß man dabei sei, bei den Aufräumungsarbeiten aus Unkenntnis unersetzliche kulturelle Werte zu vernichten. Daraufhin bekam ich die Erlaubnis, alles in dem Raum Befindliche durchzusehen und sicher zu stellen, was mir als wertvoll erschien. Ich versprach dem Kommandanten, mich dabei auf Handschriften zu beschränken.
Die geretteten Sachen brachte ich im Büro unter. Nachher entdeckte ich noch ein Zimmer, vollgestopft mit Dingen, die nur aus einem Archiv oder einem Museum stammen konnten. In dem Raum war offensichtlich schon nach brauchbaren Gegenständen gesucht worden. Da dort schon ein ziemliches Durcheinander herrschte, bat ich den Kommandanten,

diesen Raum zu verschließen, und er entsprach auch meiner Bitte. Bei näherem Betrachten hatte ich festgestellt, daß es sich um verlagerte Bestände aus Potsdamer Archiven handeln mußte. Mit Zustimmung des Kommandanten machte ich mich in den nächsten Tagen auf und legte den Weg nach Potsdam (ca. 65 bis 70 km) mit einer Zwischenstation in Neuenhagen zu Fuß zurück. Leider war mein Bemühen vergeblich; es gelang mir nicht, in Potsdam eine Person zu finden, die sich für die sichergestellten Werte interessierte. Stundenlang suchte ich in einem großen Gebäudekomplex der Potsdamer Provinzialverwaltung nach einer Stelle, die dafür zuständig sein könnte, mußte aber unverrichteter Dinge umkehren.

Kurze Zeit darauf machte ich mich zum zweitenmal auf, wieder zu Fuß, da ja noch immer keine Fahrtmöglichkeit bestand; fand nun die Glienicker Brücke gesperrt, erreichte aber doch auf Grund einer Bescheinigung in russischer Sprache, daß ich in die Stadt eingelassen wurde (Potsdamer Konferenz). Dieses Mal hatte ich etwas mehr Glück. Beim Amt für Denkmalspflege fand ich jemand, dem ich alles erzählen konnte; aber einen Rat wußte er zunächst auch nicht. Ich wurde gebeten, die Schriften und das Material zu sortieren, Schäden möglichst zu beseitigen und alles gut zu hüten, bis sich die Möglichkeit der Abholung ergebe. Wieder im ‚Roten Luch', bemühte ich mich, neben meiner Arbeit, die mir dort oblag, alles zu sichten, Beschmutzungen zu entfernen, zerrisene Exemplare zu kleben usw.; eine mühevolle Beschäftigung, da mir dafür nur primitive Mittel zur Verfügung standen. Ich wartete nun auf eine Nachricht, wann die Abholung erfolgen solle; aber es geschah nichts.

Im Spätsommer 1945 erkrankte ich schwer an Diphtherie und wurde im ‚Roten Luch' von einer dort verbliebenen Krankenschwester gepflegt. Nach meiner Genesung gab es dort nichts mehr für mich zu tun. Ich wollte nach Neuenhagen zu meinen Kindern zurück. Doch belastete mich die Verantwortung für das Archivmaterial, das ich nicht so ohne weiteres zurücklassen wollte. Ich schrieb deshalb am 17. 11. 1945 an das Amt für Denkmalpflege und bat dringend um Abholung. Die Antwort auf mein Schreiben, die ich aus Potsdam erhielt, besitze ich noch. Erst im Mai 1946 erschienen ohne Ankündigung in einem PKW Herr May und Fräulein Dr. Jutta Fürstenau aus Potsdam vor meiner Wohnung in Neuenhagen und baten mich mitzukommen, um die zur Abholung fertiggestellten Bestände im ‚Roten Luch' zu besichtigen. Ich fuhr mit, und als wir dort ankamen, mußten wir feststellen, daß die in dem Büro sichergestellten Handschriften, Briefe, Urkunden usw. des Fontane-Archivs bereits ... abgeholt worden seien. Aber niemand konnte genau sagen, von wem und wohin sie gebracht worden waren. Man gab Buckow als wahrscheinlich an. Herr May und Fräulein Dr. Fürstenau fuhren daraufhin mit dem Auto nach Potsdam zurück; ich suchte nach den vom ‚Roten Luch' nach Buckow überführten Materialien, bis ich sie schließlich in dem Keller eines Hauses, das zur Bürgermeisterei gehörte, wiederfand."

Soweit der Bericht von Frau Luise Röbel. In einer Zusammenfassung teilte Frau Luise Röbel mit: „Ich kann mit gutem Gewissen behaupten,

daß meine Anstrengungen zur Rettung des verlagerten Bestandes in völlig selbstloser Art erfolgten. Ich hatte nichts anderes im Sinn, als das wertvolle Kulturgut dem deutschen Volke erhalten zu helfen. Mir war völlig klar, daß ich auf Belobigung, Belohnung usw. in der damaligen turbulenten Zeit auf keinen Fall rechnen konnte.

Nur, wer als erwachsener Mensch die damalige Zeit bewußt miterlebt hat weiß, was es bedeutet, ausgehungert und entkräftet, solche Strapazen, wie den zweimaligen Gewaltmarsch nach Potsdam, zu unternehmen, ohne dazu gezwungen oder auch nur beauftragt zu sein, außer vom Gewissenszwang, einer guten Sache zu dienen.

Niemand begriff damals meine Handlungsweise, da ich ja wirklich genug damit zu tun hatte, meine Kinder und mich vor der äußersten Not zu bewahren. Von allen ‚vernünftigen' Leuten wurde ich damals deswegen teilweise angegriffen, ja verlacht. Ich war ‚unvernünftig' genug, das einmal begonnene Rettungswerk gegen alle Widerstände zu vollenden.
Bei allen Bemühungen wäre mir das aber nie gelungen, wenn ich nicht bei dem damaligen sowjetischen Kommandanten des ‚Roten Luches' Verständnis, Hilfe und Unterstützung gefunden hätte."

Im Auftrage der auf Anordnung des Ministeriums gebildeten Kommission wurden die im Staatsarchiv (früher Brandenburgisches Landeshauptarchiv) Potsdam sich befindenden einschlägigen Akten durchgearbeitet. Die Darlegungen von Frau Röbel konnten dadurch bestätigt werden. In dem am 3. Juli 1968 angefertigten Abschlußbericht heißt es u. a.: „daß die Darstellung von Frau Röbel über ihre Tätigkeit in den Jahren 1945 bis 1946 aktenkundig nachgewiesen wird, daß sich Frau Röbel also um die Sicherung der ausgelagerten Fontane-Handschriften sehr verdient gemacht hat."
Als am 1. 1. 1950 das Fontane-Archiv wieder mit einer planmäßigen Leitung besetzt werden konnte, waren immerhin etwa ein Drittel der Handschriften des Vorkriegsbestandes vorhanden, ohne die der Wiederaufbau zur umfassendsten Nachlaßsammlung Theodor Fontanes kaum möglich gewesen wäre. Über die Handschriftenbestände des Fontane-Archivs vor dem zweiten Weltkrieg berichtete Hermann Fricke 1937 in seiner Veröffentlichung „Emilie Fontane", Rathenow 1937, auf den Seiten 116 bis 144.
Im Staatsarchiv Potsdam befindet sich heute das umfangreiche maschinenschriftliche Bestandsverzeichnis des Fontane-Archivs *vor* den Verlagerungsverlusten. Somit ist jederzeit die Feststellung möglich, ob wiederauftauchende Fontane-Handschriften Eigentum des Fontane-Archivs waren.
Tatsächlich kommen seit Ende der vierziger Jahre bis 1970 laufend auf Auktionen in West-Berlin und in Westdeutschland Fontane-Handschriften, vor allem Briefe, aus den früheren Potsdamer Beständen zur Versteigerung. Ein unverdächtiger Zeuge, der leider inzwischen verstorbene namhafte Fontaneforscher und Göttinger Universitätsprofessor Dr. Kurt Schreinert, sprach erstmalig in aller Öffentlichkeit im Band 2 (1963) des „Jahrbuches der Stiftung Preußischer Kulturbesitz", Seite 117, von

„Originalbriefen" aus dem Potsdamer Archiv, die „in Diebeshände gefallen sind".

Im guten Glauben erwarben, vor allem Anfang der fünfziger Jahre, als das Fontane-Archiv noch als vernichtet galt, verschiedene westdeutsche und West-Berliner Archive und Bibliotheken auf Auktionen und aus privater Hand Briefe und Aufzeichnungen aus dem früheren Potsdamer Bestand. Joachim Schobeß wies in seiner bereits erwähnten Arbeit 1965 zahlreiche Handschriften, Briefe und Manuskripte aus dem Potsdamer Fontane-Archiv in den Beständen westdeutscher und West-Berliner Archive und Bibliotheken nach. Sicher war es im Interesse der Forschung, daß diese Fontane-Handschriften in öffentliche Einrichtungen gelangten und vor einer möglichen Vernichtung bewahrt wurden. Ferner muß darauf hingewiesen werden, daß Dichterhandschriften in privater Hand meistens auf Jahrzehnte für die Forschung nicht zugänglich sind. Als das Fontane-Archiv 1965 den Tag seiner dreißigjährigen Zugehörigkeit zur Brandenburgischen Landesbibliothek mit einem Symposium festlich in Potsdam beging, wandte sich ein bekannter Bibliothekswissenschaftler der DDR an die westdeutschen und West-Berliner Archive und Bibliotheken, die Handschriften aus dem Potsdamer Vorkriegsbestand erworben hatten, und regte eine Rückgabe gegen Erstattung des Kaufpreises an. Einige der angeschriebenen Institute stellten daraufhin dem Fontane-Archiv Fotokopien kostenlos zur Verfügung.

Das Potsdamer Fontane-Archiv konnte ab 1958 mit Unterstützung des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen nach und nach einige Hundert Fontane-Handschriften aus seinen vermißten Beständen zurückerwerben. Interessant ist die Tatsache, daß derzeitige Besitzer in Westdeutschland und West-Berlin nachweisen konnten, die betreffenden Handschriften aus dem vermißten Potsdamer Bestand auf Auktionen sehr frühzeitig gekauft zu haben.*)

Es gelangen bis in unsere Tage aus dem Diebesgut Briefe und Aufzeichnungen in Westdeutschland und in West-Berlin zur Versteigerung. Das Fontane-Archiv setzte sich stets nach dem Eingang der Auktionskataloge mit den betreffenden Firmen in Verbindung und bat, die entsprechenden Briefe usw. von der Auktion abzusetzen, damit sie zurückgekauft werden können. Es fällt jedoch auf, daß sich seit 1966 der bzw. die Einlieferer weigern, die Briefe oder Aufzeichnungen an das Fontane-Archiv gegen einen zu vereinbarenden Preis zurückzugeben, sondern auf Versteigerung bestehen. Aus diesem Grunde sahen wir uns gezwungen, unveröffentlichte Briefe aus dem Diebesgut des Fontane-Archivs, die zur Versteigerung gelangten, in den „Fontane-Blättern" nach den im Fontane-Archiv befindlichen Abschriften zu veröffentlichen. Ein typisches Beispiel war die Versteigerung des Manuskriptes „Die Kleeßener Bredows", 13 Seiten und 22 Notizzettel (bei Fricke unter J 11, a—e verzeichnet) aus Fontanes Manuskript „Das Ländchen Friesack", das abschriftlich in Potsdam vor-

*) In diesem Zusammenhang verdient die loyale Haltung, die das Schiller-National-Museum, Marbach, gegenüber dem Fontane-Archiv auf Auktionen zeigte, besonders hervorgehoben zu werden.

liegt. Trotz des Hinweises des Fontane-Archivs und eines Potsdamer Angebots (das Fontane-Archiv hatte in den letzten Jahren bereits 83 handschriftliche Seiten des Manuskriptes „Das Ländchen Friesack" aus West-Berlin zurückerworben) bestand der Einlieferer nach Auskunft der Auktionsfirma auf Versteigerung. Doch diesmal nahm die Angelegenheit einen anderen Verlauf. Am 28. April 1970 erschien ein größerer Bericht im West-Berliner „Tagesspiegel" von Sibylle Wirsing unter dem Titel „‚Allerlei Menschlichkeit.' Anmerkungen zu einer Berliner Autographen-Auktion". Im Abschnitt 2 schrieb Frau Wirsing:

„Das Dokument einer Misere: 13 Folio-Seiten aus Theodor Fontanes einst wohlgehütetem Nachlaß. Bei der unrühmlichen Versteigerung des Hauses Hellmut Meyer und Ernst im Oktober 1933 ließ der jüngste Fontanesohn das väterliche Erbe zerschlagen. [Anmerkung: Das Fontane-Archiv kann sich dieser Kritik an Friedrich Fontane nicht anschließen und machte Sibylle Wirsing auf Friedrich Fontanes Flugblatt, Pfingsten 1935, ‚Weshalb der Nachlaß nicht erworben wurde?' (zitiert bei Schobeß, S. 733) aufmerksam.] Zu den Konvoluten, die damals das Glück hatten, liegen zu bleiben und in der Folge in einem neu gegründeten Theodor-Fontane-Archiv der Berliner Provinzialverwaltung zusammengefaßt zu werden, gehörte, 700seitig, bei der Auktion von 1933 auf 1 600,– Mark geschätzt und für das Untergebot von 750,– Mark nicht feil, Fontanes Vorarbeit zu einem unvollendet gebliebenen Wanderungskapitel ‚Das Ländchen Friesack'. Diesem Manuskript, das heute von Rechts wegen im Potsdamer Archiv liegen müßte, ist die Auslagerung während des Krieges zum Verhängnis geworden. Es wurde gestohlen und in alle Winde zerstreut. Teile davon befinden sich inzwischen in Marbach, hierorts in der Gedenkbibliothek und im Landesarchiv. Nun bot Bassenge für den Schätzpreis von DM 6 000,– 13 Seiten des ‚Friesack'-Paketes an, und zwar einen Abschnitt, der sich mit den Kleeßener Bredows befaßt... Die Blätter sind für DM 5 000,– an einen Privatsammler nach Amerika gegangen. Und wir fragen uns betroffen, ob eine solche Abwanderung zur Zeit der hiesigen Fontane-Renaissance wirklich hat sein müssen."

Es ist das erste Mal, daß nach den Hinweisen auf das „Diebesgut" durch Prof. Dr. Kurt Schreinert eine westdeutsche Journalistin – ihrem Gewissen folgend – den Finger auf die Wunde legte und in aller Öffentlichkeit darauf aufmerksam machte, daß hier gestohlene Fontane-Handschriften zur profitbringenden Ware degradiert werden und der Forschung durch weitere Zersplitterung unendlicher Schaden zugefügt wird.

Dieser Artikel blieb nicht ohne Wirkung, denn die Firma Bassenge wies den amerikanischen Käufer auf den Sachverhalt und auf den Artikel hin. Mit Schreiben vom 13. Mai 1970 teilte dann die Firma dem Fontane-Archiv mit, daß sie sich noch einmal an den amerikanischen Sammler gewandt habe, der bereit wäre, vom Kauf zurückzutreten, wenn dieses Manuskript dadurch tatsächlich dem Fontane-Archiv wieder zugeführt werden könne. Diese Handlungsweise ist zu würdigen und anzuerkennen. Bedauerlich ist es, daß Einlieferer von gestohlenen Fontane-Handschriften, auch wenn sie diese im guten Glauben einst gekauft haben, nachdem das

Eigentum des Fontane-Archivs an diesen Handschriften festgestellt worden ist, auf Versteigerung beharren und von einem ausländischen Sammler auf ihre moralische Verantwortung hingewiesen werden müssen.

In diesem Zusammenhang drängt sich uns der Unterschied zwischen dem uneigennützigen und selbstlosen Verhalten von Frau Luise Röbel 1945 bis 1946 und der seltsamen Einstellung einiger oder vielleicht auch nur eines Einlieferers von Fontane-Handschriften bei West-Berliner und westdeutschen Auktionsfirmen auf. Wir müssen hier die Frage stellen, was würde wohl Theodor Fontane in seiner humanistischen Einstellung dazu sagen, dem — um mit seinen eigenen Worten zu sprechen — jede „Geldsackgesinnung" zuwider war. Hermann Fricke schrieb in seinem von uns eingangs zitierten Aufsatz: „Die Geschichte der Fontane-Handschriften liest sich fast wie eine Räubergeschichte und der alte Herr aus der Potsdamer Straße würde — wenn es nicht ihn selbst beträfe — die größte Freude an solch einer Story gehabt haben, in der nichts fehlt..." Wir bitten alle, die dazu beitragen können, dieser „Räubergeschichte", wenn auch etwas verspätet, ein Ende zu bereiten. Wir bitten vor allem die Auktionsfirmen in Westdeutschland und in West-Berlin, die vom Fontane-Archiv auf Handschriften aus dem Diebesgut aufmerksam gemacht werden, ihren Einfluß dahingehend auszuüben, daß diese Autographe an das Fontane-Archiv zu einem zu vereinbarenden Preis zurückgegeben werden.

Die Konzentration der Handschriften sowie der einschlägigen Primär- und Sekundärliteratur an einem Ort, nämlich im Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek in Potsdam, stellt für alle, die über Theodor Fontane arbeiten, eine unschätzbare Hilfe dar. — Die Redaktion

Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs

Jahresbericht 1970

(Die in Klammern angezeigten Zahlen geben den Bestand und die Benutzung 1969 an.)

Im Jahre 1970, dem Jahr nach der festlichen Begehung des 150. Geburtstages THEODOR FONTANES in Potsdam, können wir eine weitere Bestandsvermehrung und auf verschiedenen Gebieten eine ansteigende in- und ausländische Benutzung des FONTANE-ARCHIVS der Deutschen Staatsbibliothek nachweisen.

Im Berichtsjahr waren, teilweise bis zu sechs Wochen, 98 (72) Benutzer und Interessierte im FA, u. a. aus der BRD 3 (10), aus England 1 (2), aus Frankreich 9 (1), den Niederlanden 2 (0), aus der VR Polen 1 (2), der Schweiz 1 (2), aus der VR Ungarn 2 (0) und aus USA 2 (1).

Das FA wurde 1970 an 198 Tagen benutzt. Die Benutzung erstreckte sich auf 1394 (1814) Handschriften und Abschriften von Original-Handschriften, 493 (311) Bücher und Sonderdrucke sowie 3523 (1503) Zeitungsartikel.

Die räumliche Situation konnte verbessert werden. Wir führten 12 (6) Führungen mit 164 (171) Teilnehmern durch. Im Jahre 1970 erteilten wir 201 (117) schriftliche literarische Auskünfte an in- und ausländische Interessenten und zwar 62 (51) in der DDR, 69 (45) in der BRD, 15 (2) in West-Berlin und 55 (19) im Ausland (Australien, Belgien, Frankreich, Israel, Niederlande, Österreich, VR Polen, Schweden, Schweiz und USA). Insgesamt enthielten diese schriftlichen Auskünfte 474 (257) Titel (DDR 153, BRD 133, W'Bln 25, Ausland 163 Titel).

Am Jahresende wurden folgende Bestände festgetellt; 2046 (2009) Autographe, Manuskripte und Fragmente mit 15 331 (15 216) hs. Seiten, 1626 (1543) Bände Literatur und Sonderdrucke, davon 149 (145) aus der Bibliothek Theodor Fontanes, teilweise Marginalien enthaltend (und mit einigen Büchern aus dem Nachlaß Friedrich Fontanes), 82 (79) vertonte Lieder und Balladen, 4568 (4538) Fotokopien und Abschriften von (teilweise verschollenen) Briefen, Literaturkritiken und Gedichten aus dem Nachlaß der Familie des Dichters, 245 (201) Bildnisse, Erinnerungsstücke, Stiche und Fotografien, 2 (2) Landkarten, 5440 (5163) Zeitungsausschnitte von 1855 bis 1970, 20 (20) Akten des Verlages Friedrich Fontane & Co.

Das Postbuch weist 1970 insgesamt 3207 (2433) Posteingänge und -ausgänge (einschl. Versand der „Fontane-Blätter") nach. 1970 gaben wir zwei Hefte der „Fontane-Blätter" heraus, die in 22 Staaten verschickt wurden. In Potsdam wurden zwei öffentliche Fontane-Vorträge durchgeführt.

Der mit dem Aufbau-Verlag (Berlin & Weimar) 1966 abgeschlossene Vertrag, der ihm – *nächst den „Fontane-Blättern"* – die Publizierung unveröffentlichter Fontane-Handschriften in der DDR sichert, wurde erneuert.

Die Tätigkeit des FA fand auch 1970 Beachtung. Die polnische Doktorandin Inga Fafera berichtete in der germanistischen Zeitschrift „Jezyki Obce W Szkole" (Jg. 1. 1970, Warszawa, S. 61) über die wissenschaftliche Fontanekonferenz 1969 in Potsdam und das FA. – Sybille Grack (Seeg im Allgäu) schrieb am 2. April 1970 in einer westdeutschen Zeitung unter der Überschrift: „In der Fontaneforschung nimmt die DDR heute eine führende Position ein" u. a.: „Ohne das Potsdamer Forschungszentrum, nämlich das Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, seine vielfältigen Initiativen und Vermittlungen, ohne die ausgebreiteten Veröffentlichungen des Weimarer Experten Hans-Heinrich Reuter, ohne die Textsondierungen des Aufbau-Verlages ist Fontanes Nachleben heute nicht mehr denkbar." – Professor Dr. Walter Müller-Seidel (München) rezensierte in der „Germanistik" (Tübingen, Jg. 11, 1970, S. 564–565) die achtbändige Romanausgabe des Aufbau-Verlages, die „ihren Schwerpunkt in einem von mancherlei Verderbnissen gereinigten Text hat". M.-S. fährt fort: „Das in solcher Konsequenz zu leisten bisher noch niemand möglich gewesen, weil aus den Schätzen des Potsdamer FA wie noch nie zuvor geschöpft werden konnte. Die vorliegende Ausgabe ist daher zugleich ein Ruhmesblatt dieses heute weltbekannten Archivs." – Das „Neue Deutschland" (Berlin, Hauptstadt der

DDR) berichtete am 29. Juli 1970: „Als das ‚Herz des weiten Freundeskreises, der sich um das Werk Fontanes geschart hat', würdigt die ‚Neue Zürcher Zeitung' das Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek ... in einem ausführlichen Artikel. Auf die unter Mitarbeit des FA entstandene achtbändige Fontaneausgabe hinweisend, betont die Zeitung ‚Diese im Aufbau-Verlag der DDR erschienene Ausgabe darf unbestritten als eine editorische Meisterleistung betrachtet werden.'" – In einem Bericht über „Stand und Probleme der Fontane-Forschung in der Gegenwart" berichtete die englische Fontane-Forscherin Dr. Charlotte Jolles (London) auf einer Tagung u. a.: „Hinzu kam [nach 1954: es handelt sich um das Jahr der Herausgabe der Briefe Fontanes an Georg Friedlaender durch Prof. Dr. Kurt Schreinert] das stärker in den Vordergrund tretende Fontane-Archiv in Potsdam, das nach den großen Plünderungsverlusten, welche seine Handschriftenbestände erlitten hatten, fast völlig wieder aufgebaut werden mußte und heute ... wieder das unentbehrliche Zentrum der Fontaneforschung ist. Die von hier aus seit einigen Jahren in alle Welt gehenden ‚Fontane-Blätter' sind ein bedeutendes Organ der Fontaneforschung geworden."

Es ist uns abschließend ein aufrichtiges Bedürfnis, der General-Direktion der Deutschen Staatsbibliothek Berlin für die seit über einem Jahrzehnt erfolgte Förderung des Fontane-Archivs, der Direktion der Universitäts-Bibliothek der Humboldt-Universität Berlin für eine weitere Dauerleihgabe, allen Fontaneforschern und den vielen Fontanefreunden in Ost und West unseren herzlichsten Dank für die im Berichtsjahr 1970 zuteil gewordene Unterstützung, die nicht zuletzt in der Übersendung von Dissertationen und neuer Literatur zum Ausdruck kam, auszusprechen. Unser Dank gilt ferner allen Autoren des In- und Auslandes, die Forschungsbeiträge in den „Fontane-Blättern" veröffentlichten und Manuskripte zur Publizierung einsandten bzw. ankündigten, sowie der ehrenamtlich arbeitenden Redaktions-Kommission unserer nunmehr in aller Welt bekannten Zeitschrift. – J. Sch. –

Neuerwerbungen und -erscheinungen

(Abgeschlossen am 15. März 1971)

Literatur

a) Primär-Literatur

Fontane, Theodor: Werke, Schriften u. Briefe. (Hrsg. v. Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger. 2. Aufl.) Abt. 1. München: Hanser 1970. Abt. 1: Sämtliche Romane, Erzählungen, Gedichte, Nachgelassenes. Bd 1: Grete Minde, Ellernklipp, Quitt, Unterm Birnbaum, Schach von Wuthenow, Graf Petöfy, Anm., Anh. (Hf 62/7551[2] = 1,1) (Geschenk des Verlages.)

Fontane, Theodor [Werke, Teils.]: Aufsätze zur bildenden Kunst. T. 2. (Gesammelt v. Kurt Schreinert † u. Wilhelm Vogt †, fortgef. v. Rainer Bachmann u. Edgar Groß.) München: Nymphenburger Verl. (1970). 607 S. 8^0 (Theodor Fontane: Sämtliche Werke 23,2.) (Hf 59/6100 = 23,2) (Geschenk des Verlages.)

Fontane, Theodor [Werke, Ausz.]: Theodor Fontane und die preußische Akademie der Künste. Ein Dossier aus Briefen u. Dokumenten d. J. 1876. Erstveröffentlichung von Texten aus d. Archiv d. Preuß. Akademie d. Künste bei d. Akademie d. Künste, Berlin. Hrsg. u. mit e. Nachw. versehen v. Walther Huder. Reg. v. Ilse Brauer. 30. Druck in 800 numerierten Ex. der Berliner Handpresse. [West-] Berlin 1971. (71/29) (Geschenk d. Archivs der Akademie der Künste.)

Fontane, Theodor: Brief an Friedrich Fontane. (Inh.: „Mädchennot" im Hause Potsdamer Str. 134 c.) Berlin, 17. 12. 1884. — In: Fontane-Blätter. Bd 2, H. 3. 1970, S. 149.

Fontane, Theodor: Brief an Friedrich Fontane. (Inh.: Gedichte, 3. Aufl. 1889.) Berlin, 10. 2. 1890. — In: Fontane-Blätter. Bd 2, H. 3. 1970, S. 150.

Fontane, Theodor: Von Dreißig bis Achtzig. Sein Leben in seinen Briefen. Hrsg. v. Hans-Heinrich Reuter. Mit 5 Abb. u. 1 Faks. — München: Nymphenburger Verl. (1970). 532 S. 8^0 (70/95) (Geschenk d. Verlages.)

Fontane, Theodor: Effi Briest. (4. Aufl.) Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 1970. 347 S. 8^0 (Bibliothek der Weltliteratur.) (70/37) (Geschenk des Verlages.)

Fontane, Theodor: Effi Briest. Ill. v. Gerhard Ulrich. Hamburg: Asmus (1970). 318 S. 8^0

Fontane, Theodor: A woman of my age (transl. by E. M. Valck). [Eine Frau in meinen Jahren, englisch.] — In: The Transatlantic Review. London & New York 1970/71. Nr 37/38. (71/4) (Geschenk v. E. M. Valck.)

Fontane, Theodor: Irrungen Wirrungen. Nachw. v. Werner Weber. Zürich: Manesse 1970. 356 S. 8^0

Fontane, Theodor: Kriegsgefangen. Erlebnisse in Frankreich von 1870. [Ausz.] — Aus: Süddeutsche Ztg, München. 21./22. 11. 1970.

Fontane, Theodor: L'Adultera, Die Poggenpuhls. (ZA 1970.) Mit e. Nachw. v. Christfr. Coler. Frankfurt a. M. & [West-]Berlin: Ullstein 1970. 191 S. (Ullsteinbuch 2774.)

b) Sekundär-Literatur

Adler, Dorothea: Fontanesche Gestalten im Bann elementarer Kräfte. – In: Jahrbuch f. brandenburg. Landesgeschichte. [West-]Berlin. Bd 21. 1970, S. 37–40. 8° (70/28) (Geschenk d. Landesgeschichtl. Vereinigung f. d. Mark Brandenburg e. V. 1884.)

Becker, Eva D.: „Zeitungen sind doch das Beste." Bürgerliche Realisten u. der Vorabdruck ihrer Werke in der periodischen Presse. [Betr. auch Fontane.] – In: Gestaltungsgeschichte u. Gesellschaftsgeschichte. Hrsg. v. H. Kreuzer. Stuttgart: Metzler 1969, S. 382–408. 8°

Bentmann, R. u. M. Müller: Die Villa als Herrschaftsarchitektur. Versuch e. kunst- u. sozialgeschichtlichen Analyse (Darin: Exkurs über „Villa Treibel".) – Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1970. 188 S. 8°

Böschenstein, Renate: Fontane, Mir ist die Freiheit Nachtigall. Politische Lyrik. Duisburg: Braun 1969. – In: Germanistik, Tübingen. Jg. 11. 1970, S. 773. 8° / (ZA 1970) [Rez.]

Burow, Helmut: Theodor Fontane in Swinemünde. – In: Die Pommersche Ztg. Jg. 20. 19. 12. 1970. (ZA 1970)

Die Berliner Numismatische Gesellschaft in einem Romanfragment von Theodor Fontane (Oberstleutnant von Esens). – In: Berliner Numismatische Zeitschr. [West-]Berlin 1970, S. 170–171. 8° (ZA 1970)

Carlsson, Anni: Eine Fontane-Autobiographie in Briefen. (Fontane, Von Dreißig bis Achtzig. Hrsg. v. H.-H. Reuter. München: Nymphenburger Verl. 1970.) – In: Neue Zürcher Ztg. Zürich, 6. 1. 1971. (ZA 1971)

Die Liebe lebt von liebenswürdigen Kleinigkeiten. Weihnachtliche Weisheit aus d. Löwen-Apotheke zu Neuruppin. – In: Amphoria. Ratschläge Ihres Apothekers zur Erhaltung Ihrer Gesundheit. (BRD) 1970, 12. (ZA 1970)

Dost, Herbert: Gedanken zu einem Film: Effi Briest. – In: Die Kirche. Ev. Wochenztg, Berlin. Jg. 25. Nr 37. 1970. (ZA 1970)

Eyssen, Jürgen: Zwei Fontane-Kataloge. (Landesgeschichtl. Vereinig. f. d. Mark Brandenburg e. V. 1884, West-Berlin u. Schiller-National-Museum, Marbach.) Zum 150. Geburtstag. – In: Bücherei u. Bildung, Reutlingen. 1970, H. 9. (ZA 1970)

Eyssen, Jürgen: Gedenkstunde „Fontane u. Berlin". – In: Frankfurter Allgemeine Ztg, Frankfurt a. M. 18. 12. 1970. (ZA 1970) [Rez.]

Eyssen, Jürgen: Kleine Schönheitsfehler. Fontanes Leben in Briefen. („Von Dreißig bis Achtzig". Hrsg. H.-H. Reuter. München: Nymphenburger Verl. 1970.) – In: Frankfurter Allgem. Ztg. 5. 11. 1970. (ZA 1970) [Rez.]

Faucher, Eugène: Fontane et Darwin. 1: S. 7–24. 2: S. 141–154. – In: Etudes Germaniques. 25/e Année. Paris 1970. 8⁰ (71/20) (Geschenk v. E. Faucher, Lyon.)

Faucher, Eugène: Un congres Fontane pres de Francfort. – In: Etudes Germaniques, Paris. Oct.–Déc. 1970. (ZA 1970)

Faucher, Eugène: Fontane, Briefe an Hermann Kletke. Hrsg. H. Nürnberger. München: Hanser 1969/70 u. Sonderheft 2 der „Fontane-Blätter". – In: Etudes Germaniques, Paris. Oct.–Déc. 1970. (ZA 1970)

Fontane oder wie geht es weiter. Die Aktualität Fontanes. – In: Diagonale. H. 9. [West-]Berlin 1969, S. 10–26. 80 (70/30) (Geschenk v. Klaus P. Mader, West-Berlin.)

Fontanepreis 1970 verliehen. (Wolfg. Wegener, Joachim Werzlau, Peter Brock, der Schota-Rustaweli-Zirkel u. Günter Stein.) – In: Märkische Volksstimme, Potsdam. 30. 12. 1970. (ZA 1970)

Friedenthal, Richard: Doppelgänger Gottes. Zwischen Idylle u. Rebellion: Das protestantische Pfarrhaus (II) [Pastor Lorenzen im „Stechlin" u. a.] – In: Deutsches Allg. Sonntagsblatt, Hamburg. 7. 2. 1971. (ZA 1971)

Friedrich, Gerhard: Die Schuldfrage in Fontanes „Cécile". – In: Jahrbuch d. Deutschen Schiller-Ges. Bd 14. Stuttgart 1970, S. 520–545. 8⁰ (71/38) (Geschenk v. Prof. Dr. Friedrich, Heidelberg.)

Fürstenheim, Kurt: Persönliche Erinnerung an Theodor Fontane. – In: Fontane-Bl. Bd 2, H. 3. 1970, S. 219. 8⁰

Fujita, Masaru: Fontanes Cécile. Gesellschaftlicher Hintergrund u. Einzelschicksal. – In: Bulletin of the Yamagata University (cultural science), Vol. 7, No 2. Dez. 1970, S. 221–262. 8⁰ [Japanisch.] (71/42) [Geschenk v. Prof. M. Fujita, Japan.]

Glade, Heinz: Auf Fontanes Spuren. – In: Glade, Auf Fahrt zwischen Elbe u. Müritz. Schiffsreisen auf Wasserwegen der DDR. Leipzig: Brockhaus 1970, S. 127–136. 8⁰

Hechler, Siegfried: Auf den Spuren des Herrn Fontane. Blick vom Turm St. Nikolai. – In: Spandauer Volksblatt. [West-]Berlin. 18. 10. 1970. (ZA 1970)

Heinrich, Gerd: „Das Jahr des 150. Geburtstages von Th. Fontane hat zahlreiche Sonderpublikationen veranlaßt..." – In: Blätter für deutsche Landesgeschichte. Jg. 106. Wiesbaden 1970, Nr 524, S. 436. 8⁰ (ZA 1970) (Geschenk v. Prof. Dr. Heinrich, West-Berlin.)

Hohendahl, Peter Uwe: Hans-Heinrich Reuter, Theodor Fontane. 2 Bde. München: Nymphenburger Verl. 1968. – In: Germanisch-Romanische Monatsschrift, Heidelberg. Bd 20, H. 3. 1970, S. 361–362. 8⁰ (ZA 1970) [Rez.]

Ingwersen, Erhard: Fontane und die Anekdote. – In: Ingwersen, E.: Berlinische Anekdoten. Berlin 1969, S. 7–8. 8⁰ (Berlinische Reminiszenzen. Bd 25.) (ZA 1969)

Jolles, Charlotte: Theodor Fontane zwischen Spree und Themse. — In: Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz. [West-]Berlin 1969, Bd 7, S. 53 bis 78. 8° (70/96) (Geschenk v. Dr. Charlotte Jolles, London.)

Kahrmann, Cordula (geb. Herbig): Form und Funktion des Idyllischen im Romanwerk Fontanes. Münster (Westf.) 1969. XXII, 163 S. 4° Münster, Phil. Diss. an d. Westfälisch. Wilhelms-Univ. [Matritzenabzug.] (70/97 q) [Die Dissertation erscheint überarbeitet 1971 b. Verl. Aschendorf, Münster, in der Reihe „Münstersche Beiträge z. deutsch. Lit.-Wissenschaft."] (Geschenk d. Autorin, Germanistisches Inst. d. Univ. Münster.)

Keitel, Walter: Laudatio auf Hermann Fricke. — In: Jahrbuch f. brandenburg. Landesgeschichte. Bd 21, [West-]Berlin 1970, S. 181. 8° (70/28)

Keitel, Walter: Stolz und glücklich. Zum 150. Geburtstag Th. Fontanes am 30. 12. 1969. — In: Der Deutsche Hugenott. Jg. 33, Nr 4. Obersickte-Braunschweig 1969, Dez. 8° (ZA 1969)

Kelletat, Alfred: Theodor Fontane 1819—1969. Stationen seines Werkes. (Ausstellung u. Katalog.) Marbach 1969. — In: Germanistik, Tübingen. Jg. 11. 1970. 8° (ZA 1970) [Rez.]

Kirchner, Horst: Urgeschichtliches bei Theodor Fontane. — In: Jahrbuch f. brandenburgische Landesgeschichte. [West-]Berlin. Bd 21. 1970, S. 7—36. 8° (70/28) (Geschenk v. Prof. Dr. Horst Kirchner, West-Berlin.)

Klünner, Hans-Werner: Ein Resümee des Fontanejahres. Kenner u. Liebhaber des Dichters trafen sich bei einem Symposium im Spessart. — In: Der Tagesspiegel. [West-]Berlin, 3. 12. 1970. (ZA 1970)

Kraft, Jürgen: „Ein Yankee in der Mark." Joachim Seyppel. Aufbau-Verl. — In: Brandenburg. Neueste Nachrichten. Potsdam, 12. 2. 1971. (ZA 1971) [Rez.]

Kreuzer, Helmut: Fontane, Sämtliche Werke. Bd 13 a („Wanderungen . . .". Reg. u. Nachweise. Nymphenburger Verl. München.) — In: Germanistik, Tübingen. Jg. 11. 1970, S. 773. (ZA 1970) [Rez.]

Küchler, Gerhard: Dr. Hermann Fricke Ehrenmitglied der Landesgeschichtlichen Vereinigung f. d. Mark Brandenburg e. V. 1884. — In: Jahrbuch f. brandenburgische Landesgeschichte. Bd 21. [West-] Berlin 1970, S. 181. 8° (70/28)

Küchler, Gerhard: Der 150. Geburtstag von Theodor Fontane. 30. 12. 1969. [Veranstaltungen in Ost und West.] — In: Jahrbuch f. brandenburgische Landesgeschichte. Bd 21. [West-]Berlin 1970, S. 169—175. 8° (70/28)

Kutzsch, Gerhard: Hinter den Fassaden. Das Volk Berlins im 19. Jahrhundert. — In: Der Bär von Berlin. [West-]Berlin. Folge 20. 1971, S. 7—26. 8° (71/10)

Leckie, Ritva Tuulikki: Theodor Fontane's Novel „Unwiederbringlich". Analysis, Interpretation and Evaluation. [Bloomington] 1970. 190 S. 4° Phil. Diss. Indiana University. October 1970. [Matritzenabzug.]

(70/102 q) [Geschenk v. Prof. Dr. H. H. H. Remak, Vizekanzler an der Indiana-Universität, USA.]

Lessing, Theodor: [Besuch mit Maximilian Harden bei Fontane.] — In: Lessing, Th.: Einmal und nie wieder. Gütersloh: Bertelsmann 1969, S. 230—231. 8°

Ludwig, Renate: Frauengestalten im Werk Theodor Fontanes. — In: Jahrbuch f. brandenburgische Landesgeschichte. Bd 21. [West-] Berlin 1970, S. 41—45. 8° (70/28)

Mangelsdorf, Günter: „Über Ring- und Burgwälle überhaupt und speziell im Havelland." Zu unveröffentlichten Aufzeichnungen von Theodor Fontane. — In: Fontane-Bl. Bd 2, H. 3. 1970, S. 195—201. 8°

McDonald, Eward R.: Charakterdarstellung in Theodor Fontanes „Unwiederbringlich". — In: Weimarer Beiträge. Jg. 17, H. 1. Berlin 1971, S. 197—205. 8° (71/9)

Mittenzwei, Ingrid: Die Sprache als Thema. Untersuchungen zu Fontanes Gesellschaftsromanen. Bad Homburg v. d. H., Berlin, Zürich: Gehlen (1970). 200 S. 8° (Frankfurter Beiträge zur Germanistik. Bd 12.) (70/94) (Geschenk der Autorin, Hanau.)

Nef, Ernst: Der Zufall und die „Menschenforschung" im Spätwerk Theodor Fontanes. — In: Nef. E., Der Zufall in der Erzählkunst. Bern: Francke 1970, S. 84—96. 4°

Nürnberger, Helmuth: Theodor Fontane in Selbstzeugnissen u. Bilddokumenten. [3. Aufl.] (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1970.) 187 S. 8° (rowohlts monographien. 145.) (Hf 68/5215) (Geschenk d. Verfassers, Hamburg.)

Nürnberger, Helmuth: Der junge Fontane. Dichtung, Briefe, Publizistik. Berlin: Aufbau-Vlg. 1969. — In: Germanistik, Tübingen. Jg. 11. 1970, S. 774. (ZA 1970) [Rez.]

Otto, Regine: Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Hrsg. v. Benno v. Wiese. [H.-H. Reuter: Fontane.] Berlin 1969. — In: Deutsche Literatur-Ztg. Jg. 91, H. 8/9. Berlin 1970, Spalten 751—755. 4° [Rez.]

Prang, Helmut: Theodor Fontane über die deutsche Literatur seiner Zeit. Hs. Manuskript. 7 S. 1970. [Vortrag im „Pegnesischen Blumenorden", Nürnberg, 21. 4. 1970. Matritzenabzug.] (ZA 1970) (Geschenk v. Johannes Theuerkauff, Bremen.)

Raabe, Wilhelm: Lesung des „Stechlin" in der O. V. Düsseldorf der Raabe-Ges. zum 150. Geburtstag Theodor Fontanes. — In: Mitteilungen d. Raabe-Ges. Jg. 57, H. 2. Braunschweig 1970, S. 29—30. 8° (ZA 1970) (Geschenk der Raabe-Gesellschaft.)

Rieger, Julius: Fontane auf Wohnungssuche. — In: Berliner Sonntagsblatt „Die Kirche". [West-]Berlin, 31. 1. 1971. (ZA 1971)

Rönn, Peter von: Mit 60 Jahren schrieb er seinen ersten Roman. Vor 150 Jahren wurde Theodor Fontane geboren. — In: Kissinger Saale-Ztg, 5. 1. 1970. (ZA 1970)

Schering, E: Von der Revolution zur preußischen Idee. [Fontane u. die Vielschichtigkeit seines Wesens unter dem Aspekt des politischen Engagements.] — In: Zeitschr. f. Religions- u. Geistesgeschichte. Jg. 22, H. 4. Köln 1970, S. 289—323. 8°

Schindler, Karl: Der Glatzer Karl Seydelmann — ein Maßstab für Fontane als Berliner Theaterkritiker. — In: „Grafschaft Glatzer Heimatblätter." Heidelberg, Jg. 22, Nr 10. 1970, S. 187—189. 8° (ZA 1970)

Schmidt, Erich: Rede gehalten bei der Enthüllung des Wieseschen Fontane-Denkmals in Neuruppin am 8. Juni 1907. — Hans Egidi: In memoriam Erich Schmidt. (München 1970.) 4 gez. Bl. 8° (Weihnachtsgruß 1970 d. Landesgeschichtl. Vereinigung f. d. Mark Brandenburg e. V., gegr. 1884.) (71/1) (Geschenk von Gerhard Küchler, West-Berlin.)

Schmidt, Sabine: „For eenen Silberjroschen" die bunte Vielfalt der Zeit. Neuruppiner Bilderbogen... In: Neue Zeit, Berlin. 24. 12. 1970. (ZA 1970)

Schobeß, Joachim: Fontane-Blätter. Bd 2, H. 3. Hrsg. v. Fontane-Archiv d. Deutschen Staatsbibliothek. Potsdam 1970. — In: Mitteilungen aus dem wiss. Bibliothekswesen der DDR. Jg. 8. Berlin 1970, S. 157—158. 8° (ZA 1970)

Schobeß, Joachim: Gäste aus sechs Ländern im Fontane-Archiv. — In: Mitteilungen aus dem wiss. Bibliothekswesen der DDR. Jg. 8. 1970, Nr 8/9, S. 138—139. 8° (ZA 1970)

Schobeß, Joachim: Gesundheit — ein alter Menschheitstraum: „Gescheit sein ist zwar auch gescheit, gesund sein ist gescheiter." Lebensrezept von Theodor Fontane. — In: Neues Deutschland, Berlin, Republikausg. Podium. 10. 10. 1970. (ZA 1970)

Schobeß, Joachim: Theodor-Fontane-Archiv, Bestandsergänzung (Aufzeichnungen „Kleeßen" von Theodor Fontane). — In: Mitteilungen aus dem wiss. Bibliothekswesen der DDR. Jg. 8, Berlin 1970, S. 152. 8° (ZA 1970)

Schorneck, Hans-Martin: Fontane und die französische Sprache. — In: Fontane-Blätter. Bd 2, H. 3. 1970, S. 172—186. 8°

Schostack, Renate: Die Gemeinde u. ihr Dichter. Fontane-Symposium in Bad Orb. — In: Frankfurter Allgemeine Ztg, Frankfurt a. M. 4. 12. 1970.

Schröder, F. R.: Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 3. Bd. Hrsg. v. W. Keitel, Anm. v. Jutta Neuendorff-Fürstenau. Hanser-Vlg., München 1968. — In: Germanisch-Romanische Monatsschr., Heidelberg 1970, S. 465/66. 8° (ZA 1970) [Rez.]

Schröder, Marie-Jeanne: Die Rolle Berlins in seiner Bedeutung als Umwelt in Theodor Fontanes Romanen. 151 S. 4° Lüttich, Université de Liège 1969—70. Dipl.Arbeit. [Abzugsverfahren.] (71/27 q) (Geschenk v. Jean Gomez, Belgien.)

Schulte Strathaus, Ernst: Der Archivrat. [Betr. Fontane.] — In: Schulte Strathaus, Kippiana. Freundliche Begegnungen mit Anton Kippenberg in München 1908 bis 1949. (München 1969), S. 41—43. 8⁰ (Dieser Privatdr. wurde in e. Aufl. von 1600 Ex. im Dez. 1969 hergestellt f. d. Mitglieder d. Fränkischen Bibliophilenges., d. Ges. Münchener Bücherfreunde u. der Bibliophilenges. Köln.) (71/39) (Geschenk v. Andreas Vogt, Schweinfurt.)

Schultze, Christa: Fontane und Wolfsohn. Unbekannte Materialien. — In: Fontane-Blätter. Bd 2, H. 3. 1970, S. 151—171. 8⁰

Schulz, Kurd: Pommern im Werk Theodor Fontanes. — In: Pommern. 1970, H. 1, S. 4—7. 8⁰

Šołta, Jan: Frido Mětšk, Das Oderland in Fontanes Wendenkonzeption. — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 2. 1969. — In: Lětopis. Jahresschr. d. Inst. f. sorbische Volksforschung. Reihe B, Nr 17/2. Bautzen 1970, S. 233.

Sommer, Dietrich: Das Polenbild Fontanes als Element nationaler Selbstverständigung und -kritik. — In: Weimarer Beiträge. Berlin. Jg. 16. 1970, II, S. 173—190. 8⁰ (71/93)

Strech, Heiko: Theodor Fontane, die Synthese von Alt und Neu. „Der Stechlin" als Summe des Gesamtwerks. [West-]Berlin: Erich Schmidt (1970). 165 S. 8⁰ (Philosophische Studien u. Quellen. H. 54.) (70/98)

Thomas, Lionel: Fontane's „Unterm Birnbaum". — In: German Life & Letters. Vol. 23. Oxford 1970, S. 193—205. 8⁰ (71/2) (Geschenk von Prof. Dr. Lionel Thomas, Hull.)

Unbekannte Fontanetexte. (Hrsg. v. Walter Huder.) — In: Deutsche Apotheker-Ztg, Stuttgart. 1970, S. 1901. — Frankfurter Allgemeine Ztg, 23. 10. 1970. — Die Welt, Ausg. B. [West-]Berlin, 29. 10. 1970. (ZA 1970)

Venske, Herbert: Der Tiergarten und sein marmorner Fontane. — In: Arbeitsgemeinschaft Tiergarten. Januar 1970. (ZA 1970) (Geschenk v. Gerhard Küchler, West-Berlin.)

Wandern durch Frankreich. (Fontane, Wanderungen durch Frankreich. Berlin: Verl. d. Nation 1970.) — In: B[erliner] Z[eitung] am Abend. 21. 12. 1970. (ZA 1970) [Rez.]

Wanderungen durch Frankreich. Erlebtes 1870 bis 71. Theodor Fontane brach am 27. 9. 1870 auf (Verl. d. Nation, Berlin). — In: Berliner Ztg, 22. 1. 1971. (ZA 1971) [Rez.]

[Weber, Werner:] Querverweise. Zu einer Neuauflage im Rahmen der Hanser-Ausgabe von Fontanes Werken. — In: Neue Zürcher Ztg, 7. 3. 1971. (ZA 1971)

Weddigen, Erasmus: Theodor Fontane u. Jacopo Tintoretto. Anmerkungen zum Roman „L'Adultera". — In: Neue Zürcher Ztg, 1. 1. 1971. (ZA 1971)

Wüsten, Sonja: Die historischen Denkmale im Schaffen Theodor Fontanes. — In: Fontane-Bl., Bd 2, H. 3. 1970, S. 187—194. 8°

Zivier, Georg: Mit Fontane durch die DDR. Joachim Seyppel als „Yankee in der Mark". — In: Der Tagesspiegel. [West-]Berlin. 13. 12. 1970. (ZA 1970)

Zopf, Hans: Theodor Fontane als „Militärschriftsteller". — In: Zeitschrift für Heereskunde. Jg. 34, Nr 227. Hamburg 1970, S. 2—9. 8° (ZA 1970)

Weitere Literaturerwerbungen

Thomas, Lionel: Willibald Alexis and the historical novel. — In: Proceedings of the Leeds philosophical and literary society literary and historical section. Leeds 1969. Vol. 13, S. 79—103. 8° (71/3) (Geschenk v. Prof. Dr. Lionel Thomas, Hull.)

Weller, B. Uwe: Maximilian Harden und die „Zukunft". Bremen: Schünemann (1970). 485 S. 8° (Studien zur Publizistik. Hrsg. v. Elger Blühm. Bremer Reihe. Deutsche Presseforschung. Bd 13.) (70/103) (Geschenk von Dr. Elger Blühm, Bremen.)

Zu Theodor Fontanes Lyrik. Heide: Boyens (1970). 81 S. 8° (Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft. 19/1970.) (70/101) (Geschenk d. Storm-Gesellschaft, Husum.)

Wir danken allen, die zum Gelingen der Fontane-Bibliographie beigetragen haben. — Joachim Schobeß —

Buchbesprechungen

Kenneth Attwood: Fontane und das Preußentum. [West-]Berlin: Haude & Spener 1970. 424 S. 8°

Kenneth Attwood untersucht in seinem bemerkenswerten Buche „Das politische Denken Fontanes und seine Entwicklung" sowie „Fontanes Stellung zu Preußen und dem Preußentum". Der erste Hauptteil ist gegliedert in die biographisch-historischen Phasen von 1819—1836 (Kinderjahre), 1836—1844 (Lehr- und Apothekerjahre), ferner in die „Tunnel"-Zeit bis zur Revolution, in die Revolutionsjahre, die fünfziger Jahre und schließlich in den Abschnitt „Bis zur Reichsgründung". Das einleitende Kapitel über Fontanes französische Erbschaft läßt bereits erkennen, wie der Verfasser die Gewichte verteilen wird. Es hält fest, daß Fontane zwar aus einer typisch preußischen Kolonistenfamilie stammt, jedoch keineswegs derart in Réfugiétraditionen befangen ist, daß er dadurch in seinem politischen Werdegang hätte beeinflußt werden können. Anderseits wird nicht geleugnet, daß die französische Herkunft, wenn auch nicht im Sinne des Ererbten oder Angeborenen, sein Verhältnis zu Preußen mitbestimmt habe, und zwar insofern, als die Herkunft eine der regulierenden Grundlagen für sein Verhältnis zu Preußen bildet, d. h. für „die Begegnung mit dem Ausland", die ihn richtiger sehen lehrte und die ihm auch das Maß für die Dinge gegeben habe.

Auf dies Maß legt der Verfasser Fontane und sich selbst ständig fest. Von einem mittleren Maß geht die Darstellung aus, zu einem mittleren Maß führt sie in nahezu allen Einzelheiten hin. Das gilt für Fontanes Einstellung zum „poetischen" Vater und zur „prosaischen" Mutter bzw. zum „poetischen" Swinemünde und zum „prosaischen" Neuruppin ebenso wie für sein Verhältnis zur poetischen Revolution (1830) und zur prosaischen Ordnung. Die Frage ist nur, wie diese Gegensatzpaare in Fontanes Bewußtsein ideologisch und sozialpsychisch vermittelt sind. Genauer gefragt: Wie ist Fontane in das Bestehende integriert und worin geht er in Leben und Dichtung, in Vorstellung und Willensimpuls darüber hinaus? Diese Fragen werden eigentlich nicht beantwortet, weil es der Verfasser peinlich vermeidet, das Konstatierbare auf seine Vermittlungen hin zu befragen. Es wird sich zeigen, daß sein Befangenbleiben im Material und im „mittleren Maß" theoretisch-methologische Ursachen hat, in denen sich eine bestimmte ideologische Haltung kundgibt.

Dessen ungeachtet gibt das Buch eine abgewogene und informationsreiche Darstellung über Fontanes Neigung, schon vor seiner „Abkehr vom ‚Freiheitlichen'" die „preußischen" Tugenden der Einfachheit, der Selbstlosigkeit, der Sparsamkeit, der Ordnung und einer aufrechten Vornehmheit, wie sie ihm zu „glänzenden Ausnahmen" märkischer Junker und an exzeptionellen Figuren aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte begegnen, als nachahmenswert anzusehen, dabei aber gleichzeitig die sozusagen unpreußische Gegenwart gegenüber allen „Altpreußischen" abzuwerten. Diese Gegenüberstellung von Neupreußischem und Altpreußischem verstärkt natürlich auch das schlechte Gewissen darüber, sich wenigstens vorübergehend für dreißig Silberlinge der Reaktion verkauft zu haben. Immerhin kann Fontane sein Gewissen durch einen deutlich hervortretenden Konservatismus ein wenig entlasten, d. h. durch einen Konservatismus, der politisch wenig profiliert ist, dafür aber um so stärker auf „Gesinnung" pocht, also auf die bewußten altpreußischen Tugenden, die indessen bald die Neigung zeigen, sich aus ihren historischen Bindungen zu lösen und sich für die Forderungen des Tages und der Zukunft offen zu halten. Unter diesem Gesichtspunkt, der hier nochmals hervorgehoben sei, erschließen die Beziehungen, die der Autor zwischen dem „Wolsey"-Fragment und Figuren vom Schlage des Bernd von Vitzewitz, des Generals Bamme und des alten Stechlin walten sieht, interessante Aspekte, zumal sich diese Beziehungen mit englischen Einflüssen und mit Bekenntnissen über den englischen Parlamentarismus verbinden lassen. Attwood kann jedenfalls deutlich machen, daß Fontane nicht zum engeren Kreis der reaktionären Kreuzzeitungsleute gehört hat, wenngleich ihm Mut, Gewissens- und Gesinnungsfreiheit auch an einzelnen Mitarbeitern der Redaktion begegnet sind. Im Grunde verhält es sich damit ähnlich wie mit seiner ästhetischen Vorliebe für den Adel. Fontane legt diese Sympathien keineswegs nur auf eine bestimmte „Menschenklasse" fest, sondern er läßt den Adel als Gesinnungsqualität in *allen* Ständen gelten. Freilich hat er den nahezu untilgbaren Eindruck, daß sich die Gesinnungsqualitäten, um die es ihm geht, vorzugsweise bei den „alten Familien" zu vergegenständlichen scheinen, zumal er zu diesen

Gesinnungseigenschaften auch eine zweifellos idealisierte Patriarchalität zählt.

Fontanes Festhalten an Haltung und Gesinnung führt natürlich dazu, daß sich seine Kritik an Preußen und Preußentum im Laufe der Jahre verstärkt und differenziert. Dieser Differenzierungsprozeß wird im II. Hauptteil näher untersucht. Dabei stellt sich heraus, daß Fontane alles Altpreußische „aus der damaligen Zeit heraus" beurteilt und keineswegs gesonnen ist, etwa die „martialische Herrlichkeit" der Epoche des „Soldatenkönigs" in der Gegenwart oder sogar für die eigene Person für erstrebenswert zu halten. Im „Stechlin" läßt er den Pastor Lorenzen mit aller Deutlichkeit sagen, was er davon hält, „dem Niedersteigenden eine künstliche Hausse zu geben". Entsprechend bewertet er die preußischen Monarchen, vor allem Wilhelm I., Friedrich Wilhelm III., Kaiser Friedrich III. und Wilhelm II. in erster Linie nach ihren menschlichen Gesinnungen und danach, inwieweit sie für ehrwürdig Altes oder nur für das schlechthin „ganz Alte" eingetreten seien. Diese Bewertung offenbart sich auch an Fontanes Verhältnis zu Bismarck. Sie sei „positiv hinsichtlich der politischen Leistungen des Kanzlers und seiner Sprachgewalt, aber negativ gegenüber seinen menschlichen, insbesondere dem Mangel an ‚Edelmut' ..." (198). Freilich bleiben die Grenzen oft fließend, ähnlich fließend wie in den Urteilen über den Adel, den er im allgemeinen für politisch überholt und schädlich hält, dem er aber in einzelnen seiner Exemplare eine ästhetische Vorliebe bewahrt, zumal dann, wenn sich zu ausgeprägten Charakteren ein Schuß frondierender Kritikfreude als Zeichen von innerer Freiheit gesellt.

Auch für Attwood gibt es bei Fontane keinen größeren Gegensatz als den zwischen Gesinnung und allem Bourgeoishaften. Die Belege dafür sind zahlreich, ebenso wie die über Fontanes Verhältnis zu den Juden, zu Pastoren und zur Kirche. Weniger überzeugend muten hingegen die Untersuchungen über den vierten Stand an. Man hat den Eindruck, Fontanes Verhältnis dazu werde ein wenig heruntergespielt. Es wird sich zeigen, daß dies kein Zufall ist.

Alle Studien zielen schließlich auf die Zustände Preußens im Zweiten Reich, d. h. auf Fontanes Anerkennung für zivilisatorische Fortschritte und großzügiger gewordene Lebensverhältnisse, die ihn freilich nicht darüber hinwegtäuschen, daß etwas faul im Staate sei, daß soziales Unbehagen, Äußerlichkeiten und Flachheiten das Bild bestimmen. Deshalb ist Fontane (1893) davon überzeugt, „daß wir an unsicheren Zuständen laborieren und daß ein tiefes Mißtrauen durch das Land schleicht ... Der Zusammenbruch der ganzen von 64 bis 70 aufgebauten Herrlichkeit wird offen diskutiert, und während immer neue 100 000 Mann und immer neue 100 Millionen bewilligt werden, ist niemand ... im geringsten von der Sicherheit unsrer Zustände überzeugt ..." Provinzialismus, Geist- und Poesiefeindlichkeit, nationale Borniertheit und Militarismus machen das gegenwärtige Preußen ästhetisch und moralisch ungenießbar und fallen unter den vernichtenden Begriff des Borussismus. Der Vorstellungskomplex „altes Preußen" verflüchtigt sich zu einem „ideellen" Preußen,

das nichts mehr mit den realen, gegenwärtigen Machtverhältnissen zu tun hat. In diesem Punkte wird Fontane immer eindeutiger in der Erkenntnis: „Ehe nicht die *Macht*verhältnisse zwischen alt und neu zugunsten von ‚neu' sich ändern, ist all unser politisches Tun nichts als Redensartenkram und Spielerei. Existierte nicht die Sozialdemokratie und hätte nicht die Aufrichtung des Reichs dem alten Preußentum einige arge Schwierigkeiten eingebrockt, so wäre die Situation auf absehbare Zeit hoffnungslos ..." (1895). In Anbetracht solcher und ähnlicher Bekenntnisse, in Anbetracht auch des „revolutionären" Diskurses im „Stechlin" drängt sich hier nochmals die Frage auf, inwiefern die Wahrheit über Fontanes Urteile in der „Mitte" liege. Denn im Laufe von Fontanes Entwicklung verlieren Haltung, Tugenden und Gesinnung den Bezug zu *jedem* wirklichen Preußen, so daß sich durchaus von schlechthin bewahrenswerten und in die Zukunft aufhebbaren menschlichen Qualitäten sprechen läßt.

Die großen Vorzüge des Buches bestehen in der systematischen Ordnung eines reichhaltigen Materials, in einem übersichtlich zusammenfassenden Schlußteil und in einem sehr umfangreichen Anhang, der sowohl dem interessierten Leser als auch dem Fontaneforscher das Material erschliessen hilft. Freilich lenken Darstellung, Anhang und auch die Einleitung die Aufmerksamkeit auf fragwürdige Positionen, die der Autor durchgängig geltend macht. Zwar korrigiert er seine Feststellung, „die Deutschen" erlebten derzeit eine preußische und eine Fontane-Renaissance, zwar gesteht er zu, daß es zumindest in der DDR keinerlei Kräfte oder Bedingungen für eine angeblich längst fällige „Rehabilitierung" Preußens gebe (11/13), zwar stellt er gegen Bodo Scheurig klar, daß Fontane nicht als Preuße, sondern als großer Schriftsteller massenhaft gelesen und aufgelegt werde, doch lehnt er es strikt ab, elementare literatursoziologische Aspekte wenigstens ins Kalkül zu ziehen. Selbst dem nichtmarxistischen Literaturwissenschaftler dürfte es nicht verborgen bleiben, daß die historisch konkreten sozial-ökonomischen Lebens- und Gesellschaftsverhältnisse nachhaltig auf die Lesemotivationen und auf die ästhetischen Bedürfnisse einwirken, daß also die Fontanerezeption in der DDR tatsächlich etwas mit der „Errichtung des Sozialismus" zu tun haben muß. Vielleicht wird ein Autor nicht erkennen oder anerkennen können, daß und wie der ästhetische Gehalt Fontanescher Werke das Ringen um den sozialistischen Menschen und um sozialistische Gemeinschaftsbeziehungen bestätigt und rechtfertigt. Indessen ist es zu wenig, solche Gedanken mit einer Handbewegung abzutun, ohne sie ernsthaft zu prüfen oder sich damit auseinanderzusetzen. Nicht weniger überzeugend, im Grunde mehr behauptet als bewiesen wirken andere Ausfälle gegen die Fontaneforschung in der DDR. Man hat den Eindruck, daß Attwood die veraltete und gänzlich indiskutable Dissertation von Rolf N. Linn über „Prussia and the Prussians in the Works of Theodor Fontane" (1949) nur deshalb heranzieht, um gegen Hans-Heinrich Reuters Arbeiten polemisieren und aus dieser Polemik die eigene „mittlere" Darstellungskonzeption rechtfertigen zu können. Dieses Vorgehen rächt sich insofern, als Attwoods Methode weniger konstruktiv als konstruiert erscheinen muß.

In deutlicher Frontstellung gegen die marxistische Literaturwissenschaft behaupt Attwood wiederholt, von einer Kritik an der kapitalistischen Gesellschaftsorm sei bei Fontane so gut wie nichts zu spüren; dies schon deshalb nicht, weil für Fontane „der ‚Kapitalismus' überhaupt keine Problematik" gewesen sei (24). Meint nun Attwood damit, daß das Wort Kapitalismus bei Fontane so gut wie gar nicht vorkomme, oder hält er die vielfältigen und immer schärfer werdenden Ausfälle des Dichters gegen den Bourgeois und die Bourgeoisgesinnung, gegen die Entfremdungssituation des Künstlers, gegen das Ausbeutungsverhältnis zwischen Verleger und Autor, gegen den Warencharakter der Literatur für unreflektiertes Gerede in einen sozial luftleeren Raum hinein? Haben am Ende Fontanes Auslassungen über die aktuellen sozialen Fragen und vor allem über den vierten Stand, über Altes und Neues keinen Bezug zur kapitalistischen Gesellschaft, die ihn umgibt? Und sind es nicht deren menschlich-gesellschaftliche Beziehungen und Verhältnisse, die den epischen Raum seiner Gestalten und Probleme konstituieren und übrigens auch seine Preußen- und Geschichtsvorstellungen filtern und modifizieren? Wenn die marxistische Literaturwissenschaft diese ideologischen Vermittlungsprozesse bei Fontane als widerspruchsvoll kennzeichnet, so ist die Feststellung von Widersprüchen keineswegs als Ausdruck von Verlegenheiten zu deuten. Widersprüche sind in diesen und ähnlichen Entwicklungen durchaus natürliche Erscheinungen, die übrigens auch darauf hinweisen, daß Fontanes Begriff des richtigen „Maßes" nicht als ein mechanisches Einpendeln extremer Einstellungen aufzufassen ist, sondern als subjektivierte ideologische Orientierungsfunktion, als Moment und Ergebnis vielfältig bedingter dialektischer Auseinandersetzungen und sozialer Reaktionen, die uns das vorliegende Buch allerdings nicht immer erschließen kann. — Dr. Dietrich Sommer —

Theodor Fontane: Sämtliche Werke. Bd. 22,1—3: Causerien über Theater. T. 1—3. 1964—1967. München. Nymphenburger Verl.

Um dies eine vorwegzunehmen: Die drei starken Bände, die innerhalb der Nymphenburger Fontane-Ausgabe bestimmt sind, die Theaterrezensionen aufzunehmen, sind keineswegs bloß eine Fundgrube für professionelle Theater- und Literaturhistoriker, es sind durchaus Lese-Bücher, in denen lebendigster Fontane auf jeder Seite zu finden ist. Um in des Dichters Sprache zu reden: Nichts ist „ledern", nichts langweilig, nichts aus zweiter Hand. Der Druck, der hier vorliegt, gibt diese Seite des Fontaneschen Schaffens zum ersten Male vollständig. Für Fontane war die Theaterkritik Broterwerb. Er stand der Tätigkeit — wie übrigens den meisten seiner Arbeiten — nicht ohne Skepsis gegenüber: „Ich kann all diese Witzchen zwar verantworten, sie haben einen ernsten Hintergrund und dienen, nach dem Maße meiner Erkenntnis, der Wahrheit und nicht der Lüge, dennoch empfand ich die Richtigkeit dessen, was mir meine Frau vorgestern sagte: ‚Es ist nicht ganz deiner würdig'" (an Mathilde v. Rohr

1872). Fontane hatte, wie er in dem Briefe ausführt, seine Zweifel hinsichtlich seines Alters und hinsichtlich seiner Vertrautheit mit „diesem Theaterkram". Dennoch blieb er zwei Jahrzehnte beim Metier, und das Resultat ist eindrucksvoll. In einem Punkte trifft seine Skepsis allerdings das Rechte: Seine Kritiken sind nicht „von der Stange". Sie alle sind im unnachahmlichen Fontane-Ton geschrieben, der nichts im Unklaren läßt. Fontane schont niemanden: Theaterdichter nicht, Schauspieler nicht, auch dem Publikum sagt er ungeschminkt die Meinung: „Dann fällt der Vorhang, und wir nehmen nichts weiter mit nach Hause als den Beifallslärm" (I,411). Fontanes Tadel kann scharf, bissig und voller Spott sein. Die Phrase im Text, das Gestelzte im Schauspiel sind Dinge, die Fontane mit Nachdruck tadelt. In Dingen der Kunst, so sagt er, verstehe er keinen Spaß: „Kunst ist Kunst". Doch der Spaß bleibt dabei nicht aus. Fontane nimmt kein Blatt vor den Mund: „ein Salat von großen Worten" (in einem längst vergessenen Stück) läßt ihn kalt. Der Kritiker auf Parkettplatz 23 („dort sitzt das Scheusal schon wieder") nimmt es genau mit Text und Spiel.

Ein Beispiel: „Von diesem ‚*einen* Ton' kann nun auch Frau Bittner nicht herunter. Wo er hinpaßt ist er gut, aber er paßt nicht überall hin, und wenn jemand zu sagen hat: ‚Laßt uns sehen, ob der Briefträger schon da war', so darf dies nicht gesprochen werden nach der Analogie von ‚O neige, du Schmerzensreiche, dein Antlitz gnädig meiner Not.'" — Doch auch im Lob ist Fontane — und gerade dies wurde gelegentlich von Kritisierten als ungewöhnlich empfunden — entschieden und vorbehaltlos. So sagte er von einem Schauspieler: „die Besten reichen ihm in dieser Rolle kaum bis ans Knie".

Diese kurze Rezension ist ganz und gar außerstande, auch nur anzudeuten, welche Fülle an Scharfsinn, an genauer Beobachtung und an geschliffenen Witz in diesen Kritiken zu finden ist. Und Fontane darf sich mit Recht etwas darauf zugute halten, daß er in jeder Hinsicht unbestechlich ist — und frei von falschem Respekt. Auch die Klassiker sind ihm keineswegs heilig. „Diese Egmontgestalt", so äußert er sich vor seinen Berliner Lesern, „das Entzücken meiner Jugend, ist mir heute einfach ein Greuel, eine historische Sünde" (14. 9. 1870 — ich zitiere hier den Text, wie ihn Schlenther und Reuter geben).

Es gibt in der Editionsgeschichte Ereignisse verschiedenen Ranges und der Fachmann hat sie alle zu würdigen. Dies hier ist in der Geschichte der Herausgabe Fontaneschen Gesamtwerkes zweifellos ein Ereignis *ersten* Ranges. Dem Herausgeber Edgar Groß, der in Zusammenarbeit mit Rainer Bachmann (3. Teil) und dem verstorbenen Fontaneforscher Kurt Schreinert die Texte in den Bibliotheken aufgespürt und sichergestellt und durch einen 340 Seiten starken Anmerkungsapparat kommentiert hat, fällt das Verdienst einer Ersterschließung zu. Allerdings gab es bisher schon eine Reihe von Teilausgaben der Theaterkritiken, die indessen nur einen Bruchteil des gesamten in Zeitungen abgedruckten Materials enthielten. Am Anfang stand eine 440 Textseiten umfassende Ausgabe Paul Schlenthers, dem auch der echt fontanesche Name *Cau-*

serien über Theater zu verdanken ist. Das Buch, das nur ein Viertel der in der *Vossischen Zeitung* abgedruckten Besprechungen umfaßt, erschien wenige Jahre nach dem Tode des Dichters 1905 in zwei Auflagen. 1925 veranstalteten Fontanes Söhne Friedrich und Theodor unter dem verdeutschten Titel *Plaudereien über Theater* eine Neuausgabe (Nachdruck 1939). Stücke aus dem theaterkritischen Werk Fontanes gingen außerdem noch in einige andere Veröffentlichungen ein, von denen ich nur die erstklassig kommentierten *Schriften zur Literatur* (Aufbau-Verlag 1960) anführen möchte, wo Hans-Heinrich Reuter Kabinettstücke und -abschnitte nach Autoren geordnet (von Sophokles bis Holz/Schlaf) darbietet. Mit besonderem Nachdruck darf hier auf den Abschnitt verwiesen werden, den Reuters Fontane-Monographie diese Seite des Schaffens Fontanes widmet (Bd 1, Seite 424 ff.). Paul Schlenther (1854–1916), der als Theaterkritiker Kollege und schließlich Nachfolger Fontanes gewesen war (und dessen Vorwort von 1905 immer noch Beachtung verdient), hatte für reizvolle Auswahl eine ähnliche Ordnung gewählt: im ersten Teile eine Ordnung nach Autoren und Werken, im zweiten eine solche nach Schauspielern. Die große Ausgabe von Edgar Groß stellt die chronologische Folge wieder her. Am „Tropfen" kann man wieder, um eine Wendung Schlenthers zu gebrauchen, den „Strom" spüren. Die erste lange Kette der Kritiken (in der Vossischen Zeitung) gilt den Aufführungen der Hauptbühne, des königlichen Schauspielhauses, mit den Auftritten der großen Berliner Mimen, voran Döring und Berndal. Es folgen auf den letzten hundert Seiten des zweiten Bandes die Aufführungen der anderen Berliner Bühnen. Der dritte Band enthält Fontanes Schrift *Die Londoner Theater*, eine Frucht der englischen Jahre des Dichters, die schon zu Lebzeiten Fontanes in eine Buchausgabe einging. Außerdem finden sich in diesem Band noch die Kritiken, die sich mit Gastspielen französischer Theatertruppen in Berlin befassen (aus den Jahren 1874–1879). Beigegeben sind schließlich noch, etwas willkürlich zusammengestellt, Stücke aus dem Briefwechsel und Dokumente, die sich auf Fontanes Kritikertätigkeit beziehen.

Am Anfang der Kritiken steht eine Rezension der Tell-Aufführung vom 17. 8. 1870. Die letzten Theaterbesprechungen befassen sich mit den Aufführungen der „Freien Bühne", bei der Stücke von Autoren wie Ibsen, Björnson und Gerhart Hauptmann auf dem Spielplan stehen. Frappierend ist das lebhafte Interesse *und Verständnis*, das Fontane gerade für diese Produktionen empfindet. Einen besonderen Reiz hat es, die Kritiken desselben Stückes über die Jahre hin zu verfolgen. Und einen mindestens ebensogroßen Reiz hat es, die Vorlieben und Abneigungen Fontanes zu studieren. Gerade die Kritiken, die sich auf längst vergessene Dramen beziehen, sollte man nicht übergehen. Der kritische Spürsinn Fontanes, dessen Initialen „Th. F." jemand als „Theater-Fremdling" gedeutet hatte (dem Fontane amüsiert zugestimmt hatte), bewahrt sich gerade am Schwachen, „Anfechtbaren" und „Verfehlten". Bedeutend sind wiederum aber auch jene Kritiken, in denen er dem Autor die Krone gibt und von den Schauspielern das Höchste fordert. Der Gipfel der dramatischen Poesie ist für Fontane fraglos Shakespeare, und lohnend ist es gewiß,

die Shakespeare-Bezüge in den Werken Fontanes mit diesen Kritiken zu vergleichen. Wie tief Shakespeare dem Dichter vertraut war, das zeigen seine Werke und seine Briefe auf Schritt und Tritt (der Nachlaß-Fund einer Hamlet-Übertragung Fontanes – erst 1966 vom Aufbau-Verlag veröffentlicht – ist ein weiteres Zeugnis für Fontanes Shakespeare-Verehrung). In einem späten Brief an Morris, Fontanes Londoner Freund, zählt Fontane Shakespeare zu den drei „Weltgrößen", die dieses Jahrtausend hervorgebracht habe, Goethe ist nicht darunter. Die englischen Jahre, die für Fontanes Weg zum „Eigentlichen", zu den Schöpfungen des Spätwerks, so wichtig waren, hatten nicht nur Fontanes Blick für das Gegenwärtige geschärft, sie hatten ihn auch in der Kunst weitergebracht. Ein Stück dieser Kunst ist mit dem Namen Shakespeare verknüpft.

Fontane übernahm die Arbeit der Theaterkritik in einer bewegten Zeit, zu Beginn des deutsch-französischen Krieges. Der Hintergrund des Krieges ist in den ersten Besprechungen spürbar. Die theatralische Widerspiegelung der Sieger-Pose nach dem gewonnenen Kriege ist Fontane zuwider. Man erhält einen Begriff von der Arbeit, die der Herausgeber zu leisten hatte, wenn man berücksichtigt, daß in den zwei Jahrzehnten Kritikertätigkeit Fontane es mit nicht weniger als fünfhundert Titeln der dramatischen Literatur (Einakter eingerechnet) zu tun bekommt. Viele Stücke, vor allem die der Klassiker, finden sich hier in mehreren Einstudierungen, und Fontane nutzt seine wachsende Erfahrung zum kritischen Vergleich. Die kommentierenden Anmerkungen des Herausgebers sind gerade in diesem Falle außerordentlich hilfreich. Fontane zeigt sich auch hier als der Meister des Zitats und der Anspielung, und Vieles, was dem gebildeten Zeitungsleser von 1870 und 1890 noch vertraut war, ist längst abgesunken zum Gegenstand des Spezialisten. Im Verdeutschen der Fremdworte mag der Herausgeber etwas weit gegangen sein, indessen kann in einem Kommentar nur ein Zuwenig kaum ein Zuviel schaden. Zwei Kleinigkeiten, die das Technische betreffen, wünschte man sich vielleicht anders: Im Kommentar sind die Aufführungen nicht im Druck voneinander abgehoben. Das erschwert die Orientierung etwas. Umständlich ist es außerdem, daß man die Fundstelle einer Personalauskunft, die begreiflicherweise nur einmal im Kommentar gegeben wird, jedesmal auf dem Umweg über das Register suchen muß. Das wiegt indessen weniger als gering gegenüber der großen gelehrten Leistung, die der Herausgeber vollbracht hat und man spürt allenthalben, daß Liebe zur Sache die Edition begleitet hat: „Es war eine schöne Aufgabe, diesen Schatz für die Nymphenburger Aufgabe zu heben", schreibt Edgar Groß im Nachwort.

Professor Dr. Gerd Wolandt

Unsere Leser haben das Wort

Professor Dr. Pierre-Paul Sagave, Paris-Nanterre: „Die ‚Fontane-Blätter' stellen die nie abreißende Verbindung der Fontaneforscher mit dem Potsdamer Fontane-Archiv her, das man — ohne zu übertreiben — als den Weltmittelpunkt der Fontaneforschung bezeichnen kann. Die ‚Blätter' bieten wertvolle Untersuchungen zu einzelnen Problemen aus dem Werke des Dichters und stellen auf diese Weise ein Barometer der Fontaneforschung dar. Nicht zuletzt sei der Kostbarkeiten gedacht, die dem Leser geboten werden: Unveröffentlichte Fontanetexte, Entwürfe und Briefe aus der Schatzkammer des Archivs, das nunmehr, im Rahmen der Deutschen Staatsbibliothek, eine neue Entwicklungsstufe erreicht hat."

Dr. György Walkó, Budapest: „Die ‚Fontane-Blätter' gehören zu den wichtigsen unter den Periodica, die ich zu Händen bekomme, ihre Materialien, Aufsätze und nicht zuletzt der bibliographische Teil scheinen mir für einen Fontaneforscher unentbehrlich zu sein, wenn er wirklich mit der Zeit Schritt halten will."

Professor Dr. Horst Kirchner, West-Berlin: „Ganz unentbehrlich ist uns allen die erschöpfende Fontane-Bibliographie geworden ... die Fülle der einschlägigen Neuerscheinungen wäre ohne sie gar nicht mehr zu überblicken. Dem Leser und dankbaren Benutzer der ‚Fontane-Blätter' weisen gerade diese nur scheinbar so nüchternen Zusammenstellungen das Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek als das legitime Zentrum der internationalen Fontaneforschung aus."

Dr. phil. habil. Werner Rieck, Potsdam: „Die ‚Fontane-Blätter' sind mir stets als mustergültig redigierte Zeitschrift erschienen. Dieser Eindruck stützt sich vor allem darauf, daß sowohl der Dokumentations- wie auch der Abhandlungsstil von mir als ständige Bereicherung der Forschung empfunden werden. Ich habe den ‚Fontane-Blättern' beispielsweise für eine mehrwöchige Spezialvorlesung wertvolle Anregungen entnehmen können ... Ich wünschte mir allerdings ‚daß der Aspekt der Wirkungsgeschichte Fontanes mehr Platz erhielte ..."

Professor Dr. Henry H.-H. Remak, Bloomington: „Die ‚Fontane-Blätter' sind aus der Fontaneforschung nicht mehr wegzudenken. Jede Nummer enthält wertvolle, oft wenig oder gar nicht bekannte Informationen über Fontane und sein Werk — Neubelichtungen seiner Arbeit und seines Lebens."

Dr. rer. nat. habil. Heinz-Dieter Krausch, Potsdam: „Ich lese die ‚Fontane-Blätter' immer mit großem Interesse, wobei mich als Naturwissenschaftler im besonderen Maße diejenigen Arbeiten interessieren, die sich mit dem landeskundlichen Wirken Fontanes beschäftigen. Als besonders gelungen empfinde ich den Aufsatz über die Burgwälle im letzten Heft. Aufsätze dieser Art sollten nach Möglichkeit regelmäßig erscheinen. Ich wünschte mir auch, daß man von literaturgeschichtlicher Seite her einmal stärker die Bedeutung Fontanes für die Landes- und Heimatforschung untersucht. Die Anregungen, die gerade von Fontanes ‚Wanderungen durch die Mark Brandenburg' ausgingen, sind m. E. enorm groß gewesen und die

landeskundliche Forschung hat durch Fontane einen großen Auftrieb erhalten, weniger durch die Exaktheit seiner Angaben als vielmehr durch den eingängigen Stil, der auch in breiten Bevölkerungskreisen angekommen ist ..."

Suchanzeige: Ein Doktorand und Leser der „Fontane-Blätter" sucht Korrespondenzen der Redakteure der Zeitschriften „Daheim", „Nord und Süd", „Westermanns Monatshefte", „Über Land und Meer", „Vossische Zeitung", „Universum", „Gartenlaube", „Deutschland" an Theodor Fontane. Wer weiß etwas über den Verbleib dieser Zeugnisse? Zuschriften, die vertraulich behandelt werden, erbeten an Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, (DDR 15) Potsdam, Postfach 59.

Editoren haben das Wort

Fakten zu Fontanes Korrespondenzen aus Dresden
von September bis November 1842

Nachstehendes ist nicht das Ergebnis zielgerichteten Suchens, sondern wurde anläßlich der Einsichtnahme in sächsische Zeitungen beiläufig notiert. Ungeachtet ihrer Unvollständigkeit hinsichtlich des Gesamtkomplexes von Fontanes Dresdner Korrespondenzen möchten wir durch Mitteilung dieser Notizen zu einem eingehenderen Studium der lokalen und zeitlichen Bezogenheiten, aus denen Fontanes für die Leipziger „Eisenbahn" geschriebene Korrespondenzen aus Dresden schöpften, anregen.

1. Korrespondenz von [Mitte] September [1842] (Nymphenburger Fontane-Ausgabe, Bd. 19, München 1969, S. 11 f und: Neue deutsche Literatur, 1969, Heft 12, S. 101 f):

   vor ongefähr vierzehn Tagen — zur Abendunterhaltung war Zapfenstreich einerseits, große Revolution andererseits — Fontane nimmt hier Bezug auf eine öffentliche Veranstaltung, die aus Anlaß des Konstitutionsfestes stattfand, an dem alljährlich morgens in ganz Sachsen Choräle vom Rathaus geblasen und abends bei erleuchteten Rathäusern Musikchöre aufgestellt wurden. In Dresden war am 11. Jahrestag der Verfassung, am 4. September 1842, bei der Abendunterhaltung aus der Bevölkerung der Wunsch laut geworden, die Marseillaise zu hören. Die von Robert Blum geleiteten, von Johann Georg Günther redigierten „Sächsischen Vaterlandsblätter" schrieben: „Ein Musiker erwiderte endlich, es sei ihm untersagt, solche zu spielen, worauf von unten entgegnet ward, dann ist auch die ganze Konstitution nichts wert". Der ironische Kommentar der Zeitung dazu lautete: „Das Verbot der Marseillaise und des öffentlichen Tabakrauchens sind bekanntlich Hauptgegenstände der deutschen Polizeigesetzgebung". Der unerfüllt gebliebene Wunsch führte — nach dem Bericht eines Augenzeugen über „die Unruhen aus der Hefe des Volkes" im offiziellen „Dresd-

ner Anzeiger" – zu „unziemlichen Redensarten und wildem Geschrei" sowie zur Zerschlagung von Fensterscheiben und Laternen (Nr. 249 vom 6. September 1842 unter „Örtliches"). Die „Sächsischen Vaterlandsblätter" berichteten ferner: „Die Tumulte am 4. September fanden unter Verwünschungen der Verfassung und der Polizei statt, die man dabei für gleichbedeutend genommen zu haben scheint" (Nr. 110 vom 13. September 1842, S. 452).

„Männergesangsfest" – Das „Sächsische Männergesangsfest" war am 8. und 9. August 1842 von der „Dresdner Liedertafel" und dem Gesangsverein „Orpheus" veranstaltet worden. Der Freiherr Dathe von Burgk auf Burgk hatte den Sängern bei dieser Gelegenheit eine „großartige Hospilität" erwiesen (Dresdner Anzeiger vom 17. August 1842).

2. Korrespondenz vom 4. November 1842 (NFA, ebd., S. 26 und 28):
Graf Hahn – Die Ankunft des Grafen Hahn im „Hotel de Saxe" wird im „Dresdner Anzeiger" am 25. Oktober 1842 unter „Angekommene Fremde" gemeldet.

Vorstellung des „Hamlet" – Von Shakespeares „Hamlet" hatte nur eine einzige Vorstellung am 6. Oktober 1842 in Dresden stattgefunden. „König Lear" wurde am 25. Oktober, Halms „Sohn der Wildnis" am 19. Oktober gegeben.

3. Korrespondenz vom 20. November 1842 (NFA, ebd., S. 36–38):
der „Dresdner Anzeiger" ... wagt es ... von den leeren und vollen Reden des Landtags zu sprechen – Im „Dresdner Anzeiger" war unter der Rubrik „Literarische Anzeigen" eine Annonce der Redaktion der „Ameise" (Verlagskontor in Grimma) eingerückt worden, die versprach, ständig über den vierten Landtag, der im November begann, zu berichten und die Kammersitzungen zu glossieren. Weiter hieß es: *„So komm denn, o Landtag, mit Deinen leeren und vollen Reden,* mit Deinem ‚sich erlauben' und ‚ich muß bemerken', mit Deinen Spuren von Liebe, Mut und Bildung, aber auch mit Deinen Ärmlichkeiten von Abmucken, Unterdrücken, Schmeicheln und Täuschen" (Nr. 322 vom 18. November 1842, S. 6–7).

wo man auf der Kirmes anfängt, den Kehraus nach der Marseillaise zu tanzen – Am 12. September 1842, dem Neustadt-Dresdner Jahrmarktstage, war es zu erneuten Unruhen unter der Bevölkerung gekommen.

kündigte Herr Dr. Vehse Vorlesungen ... an – Im „Dresdner Anzeiger" war die erste Vorlesung des Dr. Vehse über „die Stellung der Frauen in England, Frankreich, Amerika und Deutschland" für Montag, den 7. November, Schlag ¼ 8 Uhr, angekündigt worden (Nr. 308 vom 4. November 1842).

lächerliches Don-Quichotte-Turnier – In den Spalten des „Dresdner Anzeigers" waren verschiedene in Versen gefaßte Meinungen über Herrn Dr. Vehses Vorlesungen veröffentlicht worden (z. B. Nr. 319 und Nr. 321 vom 17. November 1842, S. 8).

Dr. Christa Schultze

Zur Datierung von Fontanes Brief an Wilhelm Wolfsohn vom Sommer 1843

Fontanes gemeinsam mit Hermann Jellinek und Max Müller aus Leipzig an Wilhelm Wolfsohn gerichteter Brief (Wolters, S. 15—18; Der junge Fontane. Dichtung, Briefe, Publizistik. Hrsg. von Helmut Richter, Berlin und Weimar 1969, S. 310—312) dürfte zwischen Ende Juni und der ersten Julihälfte 1843 geschrieben worden sein. Dies läßt sich aus dem Bezug auf Wolfsohns kurz vor der Abfassung des Briefes erfolgte Abreise aus Leipzig schließen; der Gruß wurde ihm auf dem „Wege zur Heimat" nachgesandt, und Fontane spricht noch von den „Schmerzen des Abschieds". Wolfsohn trat seine Reise nach Odessa nicht vor Mitte Juni 1843 an. Seine Sammlung getrockneter und mit Ort und Datum versehener Baumblätter (vgl. Fontane-Blätter, Band 2, 1970, Heft 3, S. 153, Anm. 1) bezeugt seine Anwesenheit in der zweiten Maihälfte noch in Weimar, wo er sich von dem auch Fontane als Puschkin-Übersetzer bekannten russischen Probst Stefan Sabinin verabschiedete. Aus Brody in Galizien, einer Zwischenstation auf dem Wege nach Odessa, stammt ein Blatt mit der Aufschrift „17. Juli 1843". In der ersten Augusthälfte war Wolfsohn in der Heimatstadt angelangt. Ein Brief Philippine Fontanes an Wolfsohn vom 26. August 1843 (Fontane-Archiv Potsdam) ist nämlich bereits die Antwort auf ein nicht überliefertes Schreiben Wolfsohns aus Odessa an Tante Pinchen, dem ein „Liebes- und Freundesgruß" für Fontane beigelegen hatte. Tante Pinchen schrieb unter dem 26. August 1843 aus Leipzig: „Unser Theodor ist jetzt daheim, im Kreise der Seinen. Leider hat bis jetzt seine Militärangelegenheit noch keine günstige Wendung genommen. Mit betrübter Seele sage ich es, ich fürchte, diese Sache werde noch hindernd seiner Laufbahn in den Weg treten. Gott, der gütige Lenker der menschlichen Schicksale, möge auch das meines guten Theodors gnädig lenken." Fontanes Briefe an eine „landrätliche Behörde des Kreises Lebus zu Frankfurt/Oder" vom 15. August 1843 und an den Kreissekretär Burchardi in Frankfurt/Oder vom 19. September, beide aus Letschin (Schreibmaschinenabschrift im Fontane-Archiv Potsdam), zeigen, daß auch Fontane Befürchtungen hegte, seines Anspruchs auf den einjährig-freiwilligen Dienst verlustig zu gehen. Der Brief vom 15. August nimmt Bezug auf ein vom Vater Louis Henri am 11. August 1843 nach Berlin betreffs der „körperlichen Untersuchung" Fontanes gerichtetes sowie auf ein „von der Königl. Kreis-Ersatz-Kommission zu Berlin" soeben in Letschin erhaltenes Schreiben. Bei dieser Kommission hatte Fontane während seines Aufenthaltes in Berlin anläßlich der Rückreise von Leipzig nach Letschin seine Militärpapiere abgegeben. Der am 15. August 1843 in Letschin geschriebene Brief hilft, Fontanes Rückkehr ins Elternhaus für die erste Augusthälfte 1843 zu bestimmen. Vater Fontanes Zeugnis, sein Sohn habe vom 1. April 1843 an die Defektarstelle in Letschin verwaltet, und die sich darauf stützenden späteren Angaben (z. B. Hermann Fricke, Fontane-Chronik, Berlin-Grunewald 1960, S. 13, und: Helmuth Nürnberger, Der frühe Fontane, Hamburg 1967, S. 101) entsprechen ebensowenig den Tatsachen, wie Fontanes Angabe in „Von

Zwanzig bis Dreißig", er sei im Oktober 1843 nach Letschin zurückgekehrt. Das „Dresden, 4. Mai 1843" datierte Zeugnis des Apothekers Struve läßt vielmehr den Schluß zu, daß Fontane den Rest des Mai, den Juni und einen Teil des Juli 1843 in Leipzig zugebracht hat. Nach seinem Aufenthalt in Berlin, wo er am 30. Juli 1843 Gast des „Tunnels" war, kehrte er in der ersten Augusthälfte nach Hause zurück.

Fontanes Bemerkung in dem zu datierenden Brief an Wolfsohn, daß er „heut über vier Wochen ... ja wieder Schuljunge" sein, nämlich sich in Letschin auf das Abitur vorbereiten werde, und seine tatsächliche Rückkehr zwischen dem 1. und 15. August 1843 bekräftigen die Vermutung, daß der Brief an Wolfsohn aus Leipzig zwischen Ende Juni und der ersten Hälfte des Juli geschrieben worden ist.

Dr. Christa Schultze

Mitteilungen

Vorträge

DDR

Dr. Dietrich Sommer, Halle, sprach am 1. Dezember 1970 in Potsdam über „Entwicklungstendenzen in Fontanes Realismusauffassung".

BRD

Die Evangelische Akademie von Kurhessen-Waldeck, Hofgeismar, und die Volkshochschule Mainz führten vom 27. bis 29. November 1970 in *Bad Orb* ein Fontane-Symposium durch, an dem etwa 100 Germanisten, Studenten und Fontanefreunde aller Altersgruppen teilnahmen.

Auf einem Wochenendseminar der Evangelischen Akademie *Hamburg* am 4. und 5. Dezember 1970 wurden sechs Fontanevorträge gehalten.

Eingegangene Manuskripte

1. Theodor Fontane: „Schnitzaltäre in märkischen Kirchen". Hrsg. und kommentiert von Sonja Wüsten, Berlin. (Ms. im Fontane-Archiv.)
2. Dr. Heide Streiter-Buscher, Bonn: „Die Konzeption von Nebenfiguren bei Fontane".
3. Professor Dr. Pierre-Paul Sagave, Paris: „Theodor Fontane, Wanderungen durch Frankreich. Erlebtes 1870/71. Kriegsgefangen" ... Berlin: Verlag der Nation 1970. (Besprechung.)
4. Dr. György Walkó, Budapest: „Wie alt ist der alte Fontane?"
5. Theodor Fontane: „Dichteraspirationen" und „Die Kunst des Erzählens". Hrsg. und kommentiert von Dr. Joachim Krueger. (Ms. im Fontane-Archiv.)

Bitte

Alle, die über Theodor Fontane arbeiten, werden gebeten, auch in Zukunft ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Dissertationen und Diplomarbeiten, im Interesse der Forschung an das Fontane-Archiv einzusenden. Diese Bitte bezieht sich nicht nur auf selbständige Veröffentlichungen (Verlagsproduktionen), sondern auch auf Zeitschriftenaufsätze und Zeitungsartikel (unter Angabe der Zeitung, des Erscheinungsortes und des Datums). Das Fontane-Archiv ist fernerhin für laufende Hinweise dankbar.

Fontane-Blätter: Lieferbar sind: Band 1, Hefte 3, 7, 8 und Sonderheft 2. Vom Band 2 sind alle bisher erschienenen Hefte lieferbar. Wir können ferner ausliefern: Joachim Schobeß, „Literatur von und über Theodor Fontane". 2., bed., verm. Aufl. 1965. (5,— Mark).

Nach Redaktionsschluß

Die sowjetische Germanistin und Lektorin Sonja Friedland aus Moskau arbeitete im Fontane-Archiv.

Der Verlag „VAGA" in Vilnius teilte mit, daß die litauische Ausgabe des Buches von Theodor Fontane „Effi Briest" und „Schach von Wuthenow" in Kürze erscheint und dem Theodor-Fontane-Archiv zugeschickt wird.

Das Fontane-Archiv besichtigten der kubanische Bibliotheksdirektor Professor Ramos, der niederländische Archivdirektor J. Don und der bulgarische Arzt und Schriftsteller Dr. Dimiter Stojewsky aus Sofia, der Fontanes Meisterwerk „Effi Briest" in das Bulgarische übersetzte.

Inhaltsverzeichnis Heft 4

Heinrich Mann (1871—1950):
Urteil über Theodor Fontane 225

Theodor Fontane:
Rheinreise 1865
(Herausgegeben und kommentiert von Sonja Wüsten) . . . 225

Dr. I. M. Lange:
Georg Heinrich von Berenhorst und Dietrich Heinrich von Bülow. Paralipomena zu „Schach von Wuthenow“ 252

John A. S. Philipps:
Die Familie Merington: Fontanes Freunde in der Not . . . 259

Die Ereignisse im „Roten Luch“ 1945 bis 1946 und der Wiederaufbau des Theodor-Fontane-Archivs. Ein abschließender Bericht 276

Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs:
Jahresbericht 1970. Neuerwerbungen und Neuerscheinungen 282

Buchbesprechungen:
Kenneth Attwood: Fontane und das Preußentum. West-Berlin: Haude & Spener 1970. (Rezensent: Dr. Dietrich Sommer)
Theodor Fontane: Causerien über Theater. München: Nymphenburger Verlag 1964—1967. (Rezensent: Professor Dr. Gerd Wolandt) 292

Unsere Leser haben das Wort 300

Editoren haben das Wort 301

Mitteilungen 304

Herausgeber: Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek (DDR 15) Potsdam, Dortustraße 30/34, Postfach 59. Telefon: Potsdam 47 51, App. 133 und 120.

Redaktion: Paul Conrad, Gotthard Erler, Joachim Göbel, Dr. Joachim Krueger, Dr. habil. Hans-Heinrich Reuter, Joachim Schobeß, Dr. Hans-Erich Teitge, Ursula Wysbar. Verantwortlicher Redakteur: Joachim Schobeß.

Druck: Buchdruckerei Dr. W. u. E. Brönner, Potsdam-Babelsberg I/16/10-3-329-F 331/71

Alle Zahlungen bitten wir zu richten an Konto-Nr. 414 beim Postscheckamt Berlin (PSchA), 108 Berlin, Deutsche Staatsbibliothek.

Abdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Fontane-Archivs der Deutschen Staatsbibliothek.